Der Domherr.

Historischer Roman

von

J. D. H. Temme.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Der Domherr unter den Zöllnern.

Deutschland hat viele freundliche Universitätsstädte. Die Musen suchen nicht immer die dunklen engen Studirstuben und die trüben Oellampen alter und jungalter Gelehrten auf. Es gibt nur ein Heidelberg, sagt der deutsche Student, wie der Oesterreicher sagt: es gibt nur eine Kaiserstadt, es gibt nur ein Wien. Berlin bildet sich jetzt ein, die einzige Weltstadt geworden zu sein.

Eine sehr freundliche und zugleich sehr pedantische Universitätsstadt ist Göttingen.

Es ist unter den Universitätsstädten, was Berlin unter den Weltstädten sein wird, wenn es eine wird.

An einem warmen Juliabend fuhr ein mit Extrapostpferden bespannter, bequemer und eleganter Reisewagen an dem Gasthofe zum König von England in Göttingen vor. Er war verschlossen, die Fenster waren mit weißem

Digitized by Google

Chausseestaub bedeckt; darum waren sie auch wohl so fest verschlossen. In einem offenen Coupé hinten am Wagen saßen ein Kammerdiener und eine Kammerfrau; der Staub der Chaussee hatte beide weiß gepudert.

Im Gasthofe wurde die große Hausglocke geläutet. Kellner und Hausknechte stürzten aus dem Hause.

In dem offenen Coupé hatten sich dessen beide Insassen erhoben. Die Kammerfrau schüttelte den weißen Staub von sich. Der Kammerdiener hatte nur einen Staubmantel abzuwerfen, mit einem Tuche über das Gesicht zu fahren. Er war früher fertig als die Frau. Er sprang aus dem Coupé an den Wagenschlag, ihn zu öffnen.

Aber ein Anderer war ihm schon zuvorgekommen.

Mit den Kellnern und Hausknechten war ein junger Mann aus dem Hotel geeilt; er hatte auch ihnen den Vorsprung abzugewinnen gesucht und abgewonnen.

Es war ein hübscher junger Mann von vornehmem, aristokratischem, militärisch-aristokratischem Aussehen. Orden zierten seine Brust; es waren militärische Orden, Zeugen eines Mitkämpfens in den Freiheitskriegen oder doch irgend einer Theilnahme an ihnen.

Er öffnete den Wagenschlag.

„Ei, schon da, lieber Graf? Das ist reizend von Ihnen.“

Digitized by Google

Eine jugendliche Frauenstimme rief es ihm freundlich entgegen.

Eine schöne junge Frau erhob sich im Wagen, entstieg ihm, gestützt auf die Hand des jungen Grafen.

„Unterthänigster, Excellenz!“ rief der Graf unterdeß in den Wagen hinein.

„Gehorsamer Diener, Herr Graf Westernitz“, antwortete eine alte Soldatenstimme.

Der Graf Westernitz gab der jungen Dame seinen Arm und führte sie in den Gasthof.

Von dem Kammerdiener unterstützt, stieg der alte Soldat aus dem Wagen.

Es war die kräftige, stramme Figur des Generals von Steinau.

Der General konnte ohne Krücken und ohne Stock gehen und hinkte nur leicht.

Er folgte dem jungen Paare in den Gasthof.

Sie folgten alle drei dem Oberkellner, der den Neuangekommenen ihre Zimmer anwies.

An der Thür verabschiedete sich der Graf.

„Wann darf ich wieder aufwarten?“

„In einer halben Stunde werde ich mit meiner Toilette fertig sein“, sagte Dame Gisbertine. „Der Abend ist so schön. Wir machen dann eine Promenade, um die Sonne untergehen zu sehen.“

Digitized by Google

Sie mußte die Straße hinaufsehen nach dem Thore hin. Es war die Weender Straße. Dort nach dem Thore hin hatte sie als schwarze Maske gewohnt, hatte die Wohnung ihres Mannes ihr gegenüber gelegen, hatte sie den von ihr Verlassenen wieder aufgesucht, dem schwer Verwundeten in der drohenden Todesgefahr das Leben gerettet, den Kranken mit treuester, hingebendster Gattenliebe gepflegt, den gelockerten, beinahe zerrissenen Bund der Herzen mit ihm erneuert, unter den süßesten, den heiligsten Schwüren, um ihn nach kurzer Zeit in Trotz und Laune und Eigensinn von neuem zu zerreißen.

Das sind Erinnerungen, die auf das leichtsinnigste, die selbst auf ein verdorbenes Herz ihre Macht mit erschütternder Gewalt ausüben müssen.

Die Kammerfrau war eingetreten, um ihr bei der Toilette behülflich zu sein.

Sie achtete nicht auf sie.

Der General hatte in dem Nebenzimmer sich schon umgekleidet; er kam daraus zurück.

„Du wolltest doch Deine Toilette machen, Gisbertine!"

„Sogleich, Onkel."

Sie sah von dem Fenster, aus ihren Träumen nicht auf.

Es wurde an die Thür geklopft.

Digitized by Google

Der Graf Westernitz war es.

„Sagen Sie ihm, ich sei noch nicht fertig. In einer halben Stunde!“ befahl sie der Kammerfrau.

„Aber in einer halben Stunde ist es stockfinster, Gisbertine“, sagte der Onkel.

„So, Onkel?“

Sie rührte sich nicht.

Der General kannte seine Nichte. Er ließ sich von seinem Bedienten die neuesten Zeitungen heraufholen, setzte sich in das Sopha und las.

Gisbertine träumte weiter.

Der General war beim Lesen aufmerksamer geworden.

„Hm, Gisbertine, die Censur ist ein gutes Institut, besonders in der jetzigen Zeit der demagogischen Umtriebe, da man das unwissende Volk auf alle Weise zu verführen sucht. Eins ist aber doch unangenehm, daß man in den preußischen Zeitungen nichts aus dem eigenen Lande liest. Da muß ich in einer fremden Zeitung eine Nachricht finden, die gerade für uns Preußen von der größten Wichtigkeit ist.“

Gisbertine schien nur halb oder gar nicht zugehört zu haben.

„Sie wird auch Dich interessiren, Gisbertine“, fuhr der General fort.

Digitized by Google

Gisbertine sah halb auf.

„Du erinnerst Dich doch noch eines gewissen Mahlg, der zusammen mit Gisbert arretirt war?"

„Was ist es mit ihm, Onkel?"

„Er ist aus Köpenik entkommen."

„Das freut mich, Onkel."

Der General fuhr doch etwas auf.

„Wie kann Dich das freuen? Er soll gerade der gefährlichste unter allen diesen Verschwörern, Umstürzlern und Königsmördern sein."

„Onkel Steinau", sagte Gisbertine, „er hat genau nichts mehr und nichts weniger als Gisbert gethan."

„Nun, nun, Gisbert mag Gott und Dir danken, daß er so davongekommen ist."

Gisbertine hatte bisher zerstreut, kaum mit halber Theilnahme gesprochen; sie wurde lebhaft.

„Und Gisbert, Onkel Steinau, ist genau ebenso unschuldig wie ich oder, wenn Du auch mich zu einer Königsmörderin machen willst, wie Du, Onkel."

„Aber, Gisbertine!"

„Lies mir die Nachricht vor, Onkel, oder erzähle sie mir."

Mit Gisbertinen mochten auch ihre beiden Oheime nicht verbinden.

„Ich werde Dir vorlesen", sagte der General.

Digitized by Google

Er las vor:

„Berlin, 9. Juli. In der vorgestrigen Nacht waren aus dem Schlosse unserer kleinen Nachbarstadt Köpenik, das bekanntlich wegen Ueberfüllung der Gefängnisse in Berlin zur Mitaufnahme der zahlreichen Gefangenen in den Demagogenuntersuchungen eingerichtet ist, zwei der gefährlichsten Demagogen entwichen. Ein von ihnen bestochener Gefangenwärter war ihnen zur Flucht behülflich gewesen. Ein anderer treuer Gefangenwärter hatte aber kurze Zeit vorher Verdacht geschöpft und Anzeige gemacht. Es waren daher insgeheim Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Flucht zu vereiteln. Gleichwohl war es den Verbrechern gelungen, schon aus dem Hause zu entkommen. Sie hatten mit dem verrätherischen Wärter die Flucht in den Schloßgarten genommen, der an das Ufer der Spree stößt. An dem Ufer warteten andere Helfershelfer mit einem Kahne auf sie. Bevor jedoch die Flüchtlinge den Nachen erreichten, waren sie verfolgt und eingeholt. Der verrätherische Gefangenwärter wurde ergriffen. Auf die beiden Gefangenen, die unterdeß wieder einen Vorsprung erhielten, mußte, da sie auf wiederholten Anruf nicht stehen wollten, Feuer gegeben werden. Einer von ihnen ward getroffen und fiel, gerade in dem Augenblicke, da er in den Nachen steigen wollte. Dem zweiten gelang es, in diesen zu entkommen; aber wahr-

Digitized by Google

cheinlich hat auch ihn sein Schicksal ereilt. Ein Fahr=
zeug, mit dem man ihm hätte nachsetzen können, war nicht
ur Hand. So blieb denn nur übrig, dem Nachen eine
Salve nachzuschicken, und diese muß nicht vergeblich ge=
vesen sein. Denn als man nach etwa anderthalb Stun=
den endlich an das gegenseitige Ufer gelangte, fand man
ort sowohl in dem Nachen als im Grase starke Blut=
puren, und es ist wahrscheinlich, daß der entflohene
Verbrecher der Getroffene war. Näheres hat man zur
Zeit noch nicht ermitteln können; vielleicht auch beob=
chten die Behörden Stillschweigen darüber, um desto
icherer mit ihren Maßregeln der Verfolgung vorgehen
u können. Es ist nur gewiß, daß der Entflohene noch
icht wiederergriffen ist und daß er seinen Weg nach
em Westen hin genommen hat. Der Entflohene heißt
Mahlberg; der Name des Getroffenen, der, übrigens nicht
ebensgefährlich, an der Hüfte verwundet worden, Franz
Horst."

„Der arme Franz Horst!" seufzte Gisbertine.

„Du kennst auch ihn, Gisbertine?"

„O, er ist einer der bravsten, der liebenswürdigsten
Menschen."

„Diese Hoch= und Landesverräther sind Dir wohl
lle brave und liebenswürdige Menschen!"

„Wenn ich sie alle kennen würde, wahrscheinlich."

Digitized by Google

Der General schwieg wieder.

Gisbertine schien in ihre volle streitsüchtige aune gerathen zu sein.

„Willst Du Dich nicht jetzt ankleiden?“ fragte der General sie. „Der Graf wird gleich kommen.“

Er erhielt auch da Widerspruch.

„Nein!“ war die kurze Antwort.

Damit sah Dame Gisbertine wieder zum Fenster hinaus.

Aber draußen auf der Straße fing es schon an zu dunkeln, und in das Zimmer brachte der Kellner Licht.

In dem Halbdunkel der Straße hatte Gisbertine dennoch etwas gesehen.

Sie sprang vom Fenster auf.

„Auch hierher?“ rief sie.

„Was ist da, Gisbertine?“ fragte der General.

„Nichts!“

Sie ging mit heftigem Schritt in ihr Zimmer nebenan.

Ihre Kammerfrau wartete hier auf sie.

„Ankleiden!“ rief sie der Frau zu.

Der General sah ihr verwundert und kopfschüttelnd nach und fuhr dann fort, in seiner Zeitung zu lesen.

Er wurde darin durch den Grafen Westernitz unterbrochen.

Digitized by Google

„Darf ich eintreten?“ hatte der Graf an der Thür gefragt.

„Ich bitte, lieber Graf. Gisbertine wird sogleich hier sein.“

Der General theilte auch dem Grafen den Artikel über die Flucht aus dem Köpeniker Schlosse mit. Es war ein Ereigniß für den alten Soldaten.

„Ja, Herr Graf, wir leben in einer schlimmen Zeit. Und wer hätte je gedacht, daß die Freiheitskriege solche Früchte bringen würden? Da war Alles nur voll Haß gegen die Franzosen, voll Liebe und Begeisterung für den König. Welch ein Umschlag in den wenigen Jahren! Diese Demagogen predigen den Umsturz, die Republik, und das Volk hört ihnen mit Wohlgefallen zu, nimmt ihre verderblichen Lehren auf, hat einen nur zu empfänglichen Boden für sie. Und dieser schlechte Geist fängt sogar an, sich der Armee mitzutheilen. Der alte Gehorsam ist nicht mehr da, weil — weil — Und da liegt der eigentliche Grund des Uebels, lieber Graf. Die Landwehr! Die Landwehr! Der Korporalstock, die Fuchtel dürfen da nicht mehr regieren. Der Landwehrmann ist Soldat nur nebenbei, der gemeine Mann wie seine Unter- und Oberoffiziere. Vom Exercirplatze kehren sie morgen alle zusammen nach Hause zurück, zu ihren bürgerlichen Beschäftigungen. Da ist der gemeine Soldat

Digitized by Google

wieder der reiche Bauernsohn und sein Korporal ist wieder sein Knecht; wie darf der Korporal heute dem Soldaten in Reih und Glied nur ein Wort sagen oder nur einen schiefen Blick zuwerfen? Und so ist der Arbeitsherr heute der Gemeine in der Korporalschaft seines Arbeiters, und der Gerichtsdirector oder Regierungsrath ist Lieutenant in der Compagnie seines Secretärs, und so geht es fort durch alle Stände und durch die ganze Landwehr. Ist das ein gesunder Zustand, lieber Graf? Kann man da an Fuchtel und Stock und also an Gehorsam nur denken? Und solches Unwesen theilt sich nur zu nothwendig der Linie mit. Darf in der Landwehr nicht mehr geschlagen werden, so darf es natürlich auch in der Linie nicht mehr geschehen, und so verschwindet aus der ganzen Armee der Gehorsam, die Zucht und die alte gute militärische Sitte. Preußen ist aber ein Armeestaat und muß es sein, und wenn in Preußen die Armee demoralisirt ist, so geht der ganze Staat zu Grunde. Ja, lieber Graf, das Herz will mir zerspringen, wenn ich an die gute alte Zeit zurückdenke, wie ich da als junger Kapitän vor meiner Compagnie stand, wie Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere zitterten, wenn ich nur die Augenbrauen aufzog —"

Der General wurde in seiner Jeremiade unterbrochen.

Digitized by Google

Gisbertine kehrte in das Zimmer zurück.

Sie hatte ihre Toilette gemacht für die Promenade an dem schönen, warmen Sommerabend.

Die leichten, feinen Stoffe schmiegten sich so leicht und zart an ihren Körper an. Und Gisbertine hatte so schöne Formen!

Der Graf hing mit trunkenen Blicken an ihr.

Der General mußte wieder den Kopf schütteln, aber er sagte nichts.

„Werden wir unsere Promenade noch machen?“ fragte Gisbertine den Grafen.

„Wenn Sie mir das Glück noch schenken wollen.“

„Aber wir werden die Sonne nicht mehr sehen.“

„Hätte ich sie sehen können?“

Ein zärtlicher Blick des jungen Grafen deutete der Dame den Sinn seiner Frage.

„Wirst Du uns begleiten, Onkel?“ fragte Gisbertine den General.

Der alte Herr lag so bequem im Sopha; er hatte schon einigemal seinem lahmen Beine eine andere Lage geben müssen, als wenn es von der Reise ermüdet sei, ihn gar schmerze; aber er warf wieder einen Blick auf Gisbertine und den Grafen, und Gisbertinens Frage hatte gelautet, als solle er zu Hause bleiben. Der Onkel schien es diesmal mit der Nichte aufnehmen zu wollen.

Digitized by Google

Er erhob sich, nahm seinen Hut.

„Gehen wir."

Gisbertinens Gesicht nahm für einen Augenblick den Ausdruck eines kleinen Verdrusses an; ein Plan schien ihr durchkreuzt zu werden; dann umspielte ein leiser, höhnischer Trotz ihren schönen Mund.

Sie gingen.

Der Graf führte die junge Dame den Corridor, die Treppe hinunter.

„Sie sind bezaubernd schön, gnädige Frau!" flüsterte er in ihr Ohr.

Ein glückliches Lächeln dankte ihm.

Galt es ihm? Galt es dem Triumphe ihrer Schönheit? Galt es dem Plane, den sie hatte?

Als sie den Gasthof verlassen hatten, draußen auf der Straße waren, zog sie ihren Arm aus dem des Grafen.

„Lieber Onkel, erlaubst Du, daß ich Dich führe? Ich sehe Dich ermüdet."

Sie nahm den Arm des Generals.

Der Graf konnte nebenher gehen.

Sie ging stolz und triumphirend an dem Arme des Invaliden.

Der General sah sie verwundert an.

Die Launen eines Weibes sind unergründlich, schien er sich zu sagen.

Digitized by Google

Der Graf Westernitz mochte etwas Aehnliches denken.

Gisbertinens Augen durchflogen suchend die lange Weender Straße.

Sie kamen an die frühere Wohnung Gisbertinens, an die gegenüberliegende ehemalige Wohnung Gisbert's.

Zu der letztern richtete die junge Dame die Blicke hinauf.

Die Fenster waren hell.

Gisbertine zuckte leise am Arme des Generals auf.

Der General wollte sie darauf ansehen.

Aus der Thür des Hauses trat Jemand, gerade als ob er auf die Vorübergehenden gewartet habe, um ihnen zu begegnen.

Er sprach dennoch im Tone der Ueberraschung.

„Ah, guten Abend, Vetter Steinau! Sie hier?"

Der General war wirklich überrascht.

„Potz Wetter, Vetter Aschen, wo kommen Sie denn her?"

Er erhielt keine Antwort.

Auch Gisbertine war ohne Verstellung überrascht.

„Onkel Florens, Du hier?"

Und dann hatte sie eine Bosheit.

„Auch Du hier, Onkel Florens?" setzte sie hinzu.

Der Domherr erwiderte kalt und schweigend eine stumme Verbeugung des Grafen Westernitz.

Digitized by Google

Dann sagte er in seiner kurzen Weise:

„Erlauben Sie, Vetter Steinau.“

Und damit hatte er den Arm Gisbertinens genommen.

„Sie machen eine Promenade?“ fragte er noch den General.

„Ja.“

„So erlauben Sie, daß ich Sie begleite.“

Er blieb mit Gisbertinen ein paar Schritte zurück.

Der Graf Westernitz trat zu dem General.

So gingen sie weiter.

„Gisbert ist hier, Gisbertine“, sagte der Domherr zu seiner Nichte.

„Ich weiß es.“

„Du sahst ihn?“

„Am Gasthofe vorbeigehen.“

„Er weiß auch, daß Du hier bist.“

„Ich zweifle nicht daran. Wäre er nicht mein Mann, ich würde sagen, er scheint sich lächerlich machen zu wollen, indem er wie ein verliebter Seladon auf Schritt und Tritt mich verfolgt. Es war schon die letzten Tage in Berlin so.“

„Hm, Gisbertine, was ist es, daß Dich so bitter gegen Deinen Mann sprechen läßt?“

„Eben diese jünglingshafte Verfolgung.“

„Gisbertine, ich denke, wir beide kennen uns, und es

Digitized by Google

lohnt nicht, wenn wir mit einander Versteckens spielen wollen."

„Du hast Recht, Onkel. Gisbert ist oben in seiner alten Wohnung?"

„Ja."

„Mit seiner frühern Aufwärterin? Dem einfältigen Ding?"

„Das hübsche Gretchen ist bei ihm. Du glaubst nicht, welch eine Freude es war, als sie ihn wiedersah, und daß sein erster Gang zu ihr —"

„Onkel Florens, hast Du keine bessere Unterhaltung für mich?"

„Ah, sprechen wir von Deiner Toilette. Du bist ja wahrhaft verführerisch gekleidet."

„Findest Du es, Onkel Florens?"

„Kleidetest Du Dich an, bevor oder nachdem Du Gisbert gesehen hattest?"

„Was soll die Frage?"

„Beantworte sie mir. Aber wahrhaft. Doch nein. Ich will Dir die Antwort ersparen. Du warst offen gegen mich, so laß mich offen gegen Dich sein. Nachdem Du Gisbert gesehen hattest, legtest Du diese Kleidung an. Er sollte Dich darin am Arme des Grafen sehen. War es so?"

„Warum verfolgt er mich?"

Digitized by Google

„Hierher nach Göttingen? Das hat einen besondern Zweck.“

„Darf ich ihn erfahren?“

„Der besondere Zweck führt mich zu Dir, mit einer Bitte an Dich.“

„Sie wäre?“

„Es gilt ein Menschenleben, Gisbertine, ein sehr braves Menschenleben.“

„Du wirst tragisch, guter Onkel Florens. Willst Du so eine Bitte für Gisbert bei mir einleiten?“

„Nein, Gisbertine!“ sagte der Domherr mit einer Kälte, in der kein Zug von Spott, die desto schneidender war.

Gisbertine verfärbte sich.

Der Domherr fuhr ernsthafter fort:

„Es gilt das Leben einer armen, unglücklichen Frau, die es freudig opfern wollte, um das ihres Gatten zu retten. Höre mir zu. Gemeinsam mit Gisbert wurde sein Freund Mahlberg verhaftet. Gisbert wurde nach einiger Zeit wieder auf freien Fuß gesetzt. Nebenbei bemerkt, es ist Deine Schuld, daß er Dir bisher nicht seinen Dank dafür sagen konnte, und ich wünsche, Du hättest auch diese Schuld nicht zu tragen. Mahlberg sollte im Kerker verschmachten. Warum? Ich glaube, Du weißt es.“

Digitized by Google

„Ich weiß es, Onkel Florens, und ich weiß auch — der Onkel Steinau las es mir vor einer Stunde aus der Zeitung vor — daß Mahlberg vor wenigen Tagen befreit ist. Leider ist nur der arme Mann dabei verwundet worden."

„So, so, der arme Mann?" sagte der Domherr. „Nun höre mir weiter zu. Gisbert hatte es sich zu einer Freundes- und Ehrenpflicht gemacht, den unschuldigen Freund zu befreien. Ich — ich leugne es nicht — ich habe ihm ehrlich beigestanden. Erst vor wenigen Tagen konnte an das Werk gegangen werden. Ich hatte zugleich einen andern Zweck. Du hast Mahlberg's Frau gesehen; Du kennst ihr entsetzliches Geschick. Du weißt, daß die beiderseitigen Gatten sich dennoch lieben und daß sie nur glücklich sein können durch eine Wiedervereinigung."

Gisbertine mußte doch den Onkel unterbrechen.

„Ah, Du machtest auch da den Eheprocurator, Onkel Florens?"

„Ja, und ich richtete die Sache so ein, daß die Frau ihrem Manne die Freiheit bringen sollte. Sie sollte ihn unmittelbar aus dem Gefängnisse in Empfang nehmen, mit Extrapostpferden, die bis an den Rhein bestellt waren, ihn nach Frankreich führen. So mußten die beiden vier Tage lang ganz allein sein — hm, Gisbertine,

Digitized by Google

ich glaube, selbst Du, könnte ich Dich so mit Gisbert zusammensperren, hättest Deinen — nun ja — Deinen Eigensinn, Deinen Trotz abgelegt. Indeß weiter. Gisbert sollte für alle Nothfälle, unsichtbar, in der Nähe bleiben. Ich selbst hätte seine Rolle übernommen; aber ich wußte, daß Du mit dem Onkel Steinau nach Hofgeismar fuhrst, und daß Du dem Grafen Westernitz gestattet hattest, wenn auch nicht die Reise mit Dir gemeinschaftlich zu machen, doch Dich auf der Reise zu treffen, und Gisbertine, da rief mich denn die Ehre unsers Namens, der durch Dich nicht compromittirt werden durfte, an Deine Seite."

Gisbertine unterbrach den Domherrn nicht wieder. Sie preßte schweigend die schönen Lippen zusammen; ihr frisches Gesicht verfärbte sich.

Der Domherr fuhr ruhig fort:

„Gisbert durfte von Deiner Reise nichts erfahren. Er hätte Deinem Grafen eine Kugel durch den Kopf gejagt —"

Da fuhr Gisbertine doch auf.

„Meinem Grafen, Onkel?"

Und der Domherr fuhr wieder ruhig fort, als wenn er gar nicht unterbrochen worden sei:

„Oder Dein Graf ihm, und in beiden Fällen wäre es ein Skandal und ein Unglück dazu gewesen. Das

Digitized by Google

mußte verhütet werden; darum wollte ich es übernehmen, Deine Reise in der Gestalt des dann und wann plötzlich auftauchenden warnenden Gewissens zu überwachen. Leider hatte Gisbert Eure Reise erfahren, und so mußten wir tauschen; er wollte nicht anders. Er folgte Dir, ich den Flüchtlingen. Und nun komme ich zu meiner Bitte. Sie ist eine doppelte, an Dich und an Deinen Onkel Steinau. Nicht Mahlberg ist von der Kugel getroffen, wie der General in der Zeitung gelesen hat, sondern die Frau Mahlberg's. Sie hatte ihn in den Nachen gezogen, der sie über den Fluß führen sollte. Er hatte sie im ersten Augenblicke nicht erkannt. Als er sie erkannte, wollte er zurück. Da schossen die Verfolger vom Ufer nach dem Kahn, nach dem Entflohenen. Die Frau wollte sterben, aber durch ihren Tod das Leben des Gatten beschützen. Sie stellte sich vor ihn, den Kugeln entgegen. Du hast ein edles Herz, Gisbertine; Du begreifst das!"

„In der Lage jener Frau", sagte Gisbertine, aber langsam und leise genug.

„Jener Frau?" fragte der Domherr. „Die eine Frau kränkt ihren Mann so, die andere anders."

„Onkel!" rief Gisbertine.

„Laß mich fortfahren. Eine Kugel traf die Frau. Sie hätte die Brust ihres Gatten durchbohrt; sie zerschmetterte ihr die Schulter. Mahlberg hielt eine Ohn-

Digitized by Google

mächtige in seinen Armen, eine Sterbende. Starb sie, so starb sie für ihn.

Der Nachen durchschnitt die Spree.

Jenseits des Flusses hielt die Extrapost der Frau.

Mahlberg trug die Sterbende hin; er allein. Kein Anderer durfte sie berühren. Sie war sein Heiligthum geworden.

In der Nähe war ein Krug. Der Wagen hielt dort an. Die Frau wurde in das Leben zurückgebracht, ihre Wunde nothdürftig verbunden. Es mußte in fliegender Eile geschehen. Das Schießen in der Mitternacht hatte die Gegend alarmirt. Eine Verfolgung von Köpenik her konnte jeden Augenblick da sein. Sie fuhren weiter. Auf der zweiten Station stieß ich zu ihnen. Ich hatte mit der Frau Mahlberg vorher ihre Reiseroute verabredet. Die arme Frau war sehr elend. Zu ihren körperlichen Anstrengungen die Tage vorher, zu allen Leiden und Aengsten ihres Herzens war die Wunde, der Blutverlust hinzugekommen. Dennoch mußten sie immer unaufhaltsam weiter. Mahlberg wollte die Gattin nicht verlassen, nicht auch sie; wollte es ihn doch zur Verzweiflung bringen, daß er den Freund hatte zurücklassen müssen. Wir beschworen ihn vergebens, am meisten die Frau selbst. Er verpfändete sein Ehrenwort, nicht von ihr zu weichen, bis sie in Sicherheit sei. Da galt

Digitized by Google

es nur, weiter zu kommen, den Verfolgern nicht in die Hände zu fallen. Die Frau selbst drängte wieder am meisten. Und die Sache stand so: eine Wiederergreifung Mahlberg's war der sichere Tod der Frau; da mußten wir Alles wagen. Wir reisten unter unzähligen Nöthen und Gefahren. Ich erzähle Dir ein andermal davon. Die Verwundete konnte unterwegs nur einmal regelrecht verbunden werden, gleichwohl noch schlecht genug von einem Dorfchirurgen. Ihr Zustand verschlimmerte sich. Ich änderte unsern Reiseplan. Aus Gisbert's Briefen wußte ich, daß Ihr alle heute Abend in Göttingen eintreffen würdet. Ich schrieb ihm durch eine Stafette, daß er mich hier erwarten solle, bei — hm, Gisbertine, bei dem hübschen Gretchen. Beruhige Dich übrigens, Gisbertine, er ist in diesem Augenblicke nicht mehr bei ihr; er ist schon fort, zu Mahlberg, an meiner Stelle.

Drei Meilen von hier liegt das hannöversche Städtchen Uslar; zwei Meilen von da ist die preußische Grenze. Nach Uslar brachten wir die Verwundete. Von da eilte ich hierher, mit meiner Bitte, und nun zu dieser.

Die Frau kann nicht weiter. Es wäre ihr Tod. Zu ihrer Genesung bedarf sie der vollen Ruhe. Volle Ruhe kann sie nur finden unter dem Schutze Deines Onkels Steinau. Er kann sie nur in Preußen beschützen. Jeder Gensdarm, jeder noch so hoch gestellte Polizeibeamte

Digitized by Google

weicht zurück, wenn der General Steinau sich ihm entgegenstellt und ihm sagt: Dieser Eingang ist verboten."

Der Domherr schwieg.

„Und das soll mein Onkel Steinau?" rief Gisbertine.

„Und Du und ich wollen ihn darum bitten."

Gisbertine sann einen Augenblick nach.

„Du denkst Dir die Sache so", sagte sie dann. „Der Onkel Steinau und ich fahren mit Dir nach Uslar zurück?"

„So ist es."

„Wir brächten dann gemeinschaftlich die Verwundete über die preußische Grenze?"

Der Domherr nickte.

„Und Mahlberg? Wo bliebe er? Würde er sein Ehrenwort nicht für noch nicht eingelöst halten, also gleichfalls von der Partie sein wollen?"

„Es wird wohl so sein."

„Nach Preußen gingen wir dann sämmtlich als General von Steinau und Familie?"

Der Domherr nickte wieder.

„Hm, Onkel Florens, daß die arme Verwundete und selbst ihr Mann alsdann vor jeder polizeilichen und andern Verfolgung sicher wären, das glaube ich auch."

„Und es ist ja das einzige Mittel, Gisbertine, das Leben der armen Frau zu retten."

Digitized by Google

„Aber noch eine Frage, Onkel Florens. Willst Du offenes Spiel gegen den Onkel Steinau? Soll er wissen, daß er Demagogen unter seinen Schutz nimmt, mit seinem Namen, seinem Range, seiner Stellung, seiner Ehre deckt?"

„Sind wir ihm nicht gerade aus allen diesen Gründen die vollste Offenheit schuldig, Gisbertine?"

„Hm, Onkel Florens, weißt Du, was ihm ein Demagoge ist? Ein Hochverräther, Landesverräther, Königsmörder, ja Mörder der ganzen preußischen Armee. Das sind dem General Steinau unsere Demagogen."

„Und Du, Gisbertine, bist seine Nichte."

„Die ihm befiehlt, willst Du sagen?"

„Und der er schon einen dieser Demagogen freigegeben hat."

„Gisbert war mein Mann."

„Und hier handelt es sich um ein Menschenleben."

„Noch eine andere Frage, Onkel Florens. Die Frau sollte ihren Mann retten; es war Dein Plan, um die Ehegatten wieder zu vereinigen. Es war eine kleine Komödie, die jetzt freilich ein schlimmes Trauerspiel zu werden droht. Zu der Frau hast Du heute Gisbert geschickt. Ich soll zu ihr folgen. Willst Du auch mit uns beiden eine Komödie aufführen, die gleichfalls in ein Trauerspiel umschlagen könnte?"

Digitized by Google

„Ich habe nicht daran gedacht", sagte der Domherr.

„Auch mit keinem Hintergedanken, Onkel Florens?"

„Bei Gott nicht!"

„So wird Gisbert uns verlassen, in der Minute, da wir in Uslar ankommen?"

„Du willigst also ein, Gisbertine?"

„Zuerst eine Antwort auf meine Frage."

„Gisbertine, Du willst die Erhaltung eines Menschenlebens an Deinen Eigensinn knüpfen?"

„Antworte mir, Onkel Florens!"

„Gisbert soll uns verlassen."

Gisbertine hemmte ihren Schritt. Sie mußte es.

„Lassen wir die Beiden vorausgehen", sagte sie mit zitternder Stimme.

Sie waren in der Göttinger Stadtallee. Die Allee bog sich vor ihnen. Der General und der Graf hatten nicht bemerkt, daß der Domherr und Gisbertine zurückgeblieben waren.

Gisbertine brach plötzlich in einen Strom von Thränen aus. Sie mußte das weinende Gesicht an die Brust des Onkels Florens legen.

„Gisbertine, was ist Dir?" sagte der Domherr.

„O Onkel Florens", schluchzte sie, „zu welch einem verworfenen Geschöpf machen mich mein Eigensinn, mein Trotz! Ja, ja, Du hast es mir so oft prophezeit! Ich

Digitized by Google

wäre zur Mörderin an der unglücklichen Frau, an ihrem braven, edlen Gatten geworden, hätteſt Du das Wort nicht geſagt, wärſt Du nicht auf meine Bedingung eingegangen. Ich ſah meine ganze Verworfenheit, ich ſah mich in ihr. Und dennoch konnte ich nicht anders. O welch ein elendes, welch ein entſetzlich elendes Weſen iſt der Menſch!"

„Ja, Du biſt unglücklich, Gisbertine", ſagte der Domherr.

„Ich werde wahnſinnig!" ſchrie ſie auf.

„Weine Dich aus, Kind", ſagte der Onkel.

Er umfing ſie ſanft.

Sie weinte noch lange an ſeiner Bruſt, lange und ſtill.

Auch der Domherr ſprach kein Wort.

Der General und der Graf Weſternitz kehrten zurück.

„Wo bleiben Sie denn mit Gisbertinen, Vetter Aſchen?"

„Gisbertine weint ſich aus, Vetter Steinau."

„Gisbertine weint?"

„Wir ſprachen von vergangenen Zeiten, von der Aſchenburg, von den grauen weſtfäliſchen Haiden. Das ergriff ſie."

„Die weſtfäliſchen grauen Haiden?"

„Die vor allem, Vetter Steinau. Sie entfalten einen wunderbaren Zauber in ihrer ſchauerlichen Stille, die nur durch das Geſchrei des Kiebitz unterbrochen wird,

Digitized by Google

und der Kiebitz ist ein höhnischer Vogel; er führt die Leute zum Galgen, in den alten westfälischen Haiden nämlich. Da steht noch mancher alte Galgen mit zerbrochenem Rade daneben. Dahin weiß einen der Kiebitz zu verlocken, und wenn man nahe kommt, dann fliegen von dem alten morschen Holze die Raben auf. Der Rabe, Vetter Steinau, wird seine hundert bis anderthalbhundert Jahre alt, und da gibt es denn noch manchen Burschen, der vor den hundert oder anderthalbhundert Jahren schon an dem Galgen sich seine Nahrung holte, und er konnte das lange, denn noch vor zwanzig Jahren war das Geschäft des Hängens in der Welt ehrlich im Gange. So kam er denn in die Gewohnheit, und die Gewohnheit führt ihn noch jetzt hin, und wenn der Kiebitz ihm dann die Leute zuführt, dann fliegt er mit seinem heißern Geschrei: Futter! Futter! Futter für den Galgen und mich! auf. Und im Grunde, Vetter Steinau, hat der alte Rabe Recht. Wir sind alle sündige Menschen und ohne die göttliche Gnade. — Brechen wir ab."

„Der Herr Domherr lieben in sonderbaren Bildern zu reden", sagte der Graf Westernitz.

„Bilder nennen Sie das, Herr Graf? Ich habe nur die nackte Wirklichkeit geschildert, wie sie jedes Kind bei uns kennt. Darum wagt sich auch kein Dieb in die Haide und Keiner, dem sein Gewissen etwas zu

Digitized by Google

sagen hat. Und wenn ein Mädchen die Untreue ihres Geliebten fürchtet, so droht sie ihm mit dem Kiebitz, der ihn zu den Galgen locken, und mit dem heisern Raben, der ihm zurufen werde: Galgenfutter, Rabenfutter! Und wer gar mit bösen Absichten zu einem Mädchen käme — aber, Vetter Steinau, ich hätte beinahe vergessen, daß Gisbertine etwas Dringendes mit Ihnen zu besprechen hat."

„Was ist es?" fragte der General.

„Darf ich um die Ehre Ihrer Begleitung bitten, Herr Graf?" sagte der Domherr zu dem Grafen Westernitz.

Aber der Graf war hier überflüssig.

„Ich habe nachher die Ehre", sagte er. „Ich besinne mich gerade, daß ich noch für meine Reise etwas zu besorgen habe."

Er empfahl sich.

„Vetter Aschen", sagte der General, „Sie haben eine verzweifelt ungenirte Weise, die Leute vor die Thür zu setzen."

„Hm, Vetter Steinau, ich kenne auch meine Leute. Und meine Weise werde ich zu vertreten wissen, ohne mich auf mein Domherrnprivilegium zu berufen. Aber Gisbertine hat eine Bitte an Sie, und ich habe sie mit ihr."

Digitized by Google

„Auch Sie, Vetter Aſchen?“

„Ja, und ich will ſofort offen und ehrlich ſein; das bringt mich bei einem ehrlichen Manne, wie Sie ſind, am weiteſten. Sie haben in der Zeitung von dem aus Köpenik entflohenen Demagogen Mahlberg geleſen.“

„Und auch“, ſagte der General, „daß er wahrſcheinlich ſchwer verwundet und alſo ſchon wieder in den Händen der Juſtiz ſein wird.“

„Hm, ſo iſt es nicht. Verwundet iſt nicht er, ſondern — lieber Vetter Steinau, ſtand in der Zeitung, wer der muthige Befreier des Gefangenen war?“

„Muthig, Vetter Aſchen? Sprechen wir das Wort nicht bei Verbrechen aus.“

„Stand der Name da?“

„Nein.“

„So hören Sie ihn von mir. Es war die eigene Frau des Gefangenen. Und was den Muth betrifft, ſo hören Sie weiter Folgendes. Die ſchwache Frau hat das Unternehmen ausgeführt mit Hülfe eines neunzehn- oder zwanzigjährigen Burſchen, der eine Art Bedienter bei ihr iſt. Mit ihm allein hat ſie die weite Reiſe aus dem Weſtfalenlande nach Köpenik gemacht. Mit ihm beſtieg ſie den Nachen, in welchem der Gefangene aus dem Köpeniker Schloßgarten über die Spree gebracht werden

Digitized by Google

sollte. Mit ihm fuhr sie in der finstern Mitternacht über den Fluß. Und als nun hinter den Entflohenen Schüsse fielen und der Freund Mahlberg's von einer Kugel getroffen niederstürzte und Mahlberg ihn nicht verlassen wollte, da sprang die Frau aus dem Kahn, mitten zwischen die Kugeln, und zog ihren Mann in den Kahn, und als die Kugeln hinter demselben herflogen, hatte sie keinen andern Gedanken, als mit ihrem Körper den unglücklichen Gatten zu decken, der wieder nur an den verlassenen Freund dachte. So wurde die Frau verwundet, Vetter Steinau. Darf man da nicht von Muth sprechen?"

Der General antwortete nicht.

„Antworten Sie mir, Vetter Steinau!" rief der Domherr. „Wie nennen Sie, wie müssen Sie die That der Frau nennen? Sprechen Sie das Wort aus."

„Es war eine muthige That", sagte der General.

„Also war die Frau eine muthige Frau. Und dieser Frau gilt meine Bitte. Sie ist nicht gefangen. Mit demselben Muth, mit derselben Aufopferung, womit die Frau ihn befreite, hat der Mann die schwer Verwundete fortgeschafft, unter unsaglichen Gefahren, über hundert Meilen weit. Fortwährend waren die Verfolger hinter ihnen, Gensdarmen, Polizei, Gerichte, in Preußen, außerhalb Preußen. Zur Verfolgung der Demagogen reichen

Digitized by Google

sämmtliche deutsche Regierungen sich die Hände. Heute kann die arme Frau nicht weiter. Sie liegt in dem schwersten Wundfieber; die verwundete Schulter ist im höchsten Grade entzündet; jede Bewegung verursacht ihr unerträgliche Schmerzen; eine weitere Flucht ist unmöglich. Die Frau muß Ruhe und einen Arzt haben. Und, Vetter Steinau, Sie sollen ihr das verschaffen."

Der alte General war doch überrascht.

„Ich?" rief er.

„Nur Sie können es. Eine Frau, die der General Steinau unter seinen Schutz nimmt, wagt Niemand anzurühren."

„Aber, Vetter Aschen, ich soll Theil nehmen an einem Hochverrathe!"

„Ueberlegen wir die Sache, Vetter Steinau."

„Da ist nichts zu überlegen."

Der Domherr nahm keine Notiz von dem Einwurf.

„Die Flüchtlinge", fuhr er fort, „sind ein paar Meilen von hier, in der Nähe der preußischen Grenze. Sie sind noch dort verborgen. Sie fahren mit mir hin oder ich mit Ihnen. Sie nehmen die Verwundete in Ihren Wagen; wir Andern folgen in dem meinigen. So fahren wir über die Grenze, nach Preußen. An der Grenze werden die Wagen angehalten. „Wer da?" — „General von Steinau mit Familie" —"

Digitized by Google

„Herr!“ rief der General. „Sind sie des Teufels?“

„Ueberlegen wir weiter, Vetter Steinau. Wer in Preußen kennt nicht den alten, tapfern Schlachtengeneral? Wer wird es wagen, ihn anzuhalten, ihm nur in den Wagen sehen zu wollen? So kommen wir über die Grenze, zu dem nächsten Städtchen, Beverungen heißt es. In die Zimmer des Generals von Steinau dringt noch weniger Jemand als in seinen Wagen, zumal wenn er eine schwerkranke Anverwandte mitgebracht hat. Die Frau ist gerettet.“

Der Domherr schwieg.

Auch der General. Er überlegte mit sich.

„Aber nicht durch mich“, sagte er dann; vielmehr er wollte es sagen. Er konnte die Worte nicht aussprechen.

Gisbertinens Augen hingen an seinem Munde, ihre Augen voll Thränen, voll neuer Thränen.

„Onkel!“ rief sie.

Der General fuhr fast zusammen.

„Onkel, war die Frau muthig?“

„Ich sagte es ja schon, Gisbertine.“

„War sie edel? Hat sie gehandelt, wie eine brave Frau handeln muß?“

„Ich will es nicht leugnen. Aber —“

„Aber sie ist die Frau des Demagogen, willst Du

Digitized by Google

sagen? Onkel, wenn ich nun diese Frau wäre? Würdest Du auch mich sterben lassen?"

„Aber, Gisbertine, Du bist —"

„Hundertmal, tausendmal schlechter als jene Frau. Und weißt Du, Onkel, was ich thue, wenn Du nicht willst? Ich beschütze die Frau mit meinem Leben, wie sie mit dem ihrigen ihren Mann beschützt hat."

„Aber, Gisbertine", sagte der Domherr, „Dein Onkel hat ja schon ja gesagt. Er ist ja mit Allem einverstanden. Siehst Du denn nicht?"

„Ja, ja, ich sehe es. O wie bin ich Dir dankbar, lieber Onkel Steinau."

Und sie nahm die Hand des Generals und küßte sie zärtlich, und ihre Thränen fielen darauf.

Ja hatte der General noch nicht gesagt. Aber nein konnte er nicht mehr sagen. Solch ein alter und tapferer General ist ein wunderlich Ding in den Händen einer schönen und eigensinnigen Nichte und eines klugen Domherrn, der die Welt und die Menschen kennt.

„Fahren wir auf der Stelle", sagte der Domherr. „Wer schnell gibt, gibt doppelt."

Der General widersprach auch da nicht.

Aber ein Anderes hatte er noch.

„Aber eins, Vetter Aschen", sagte er. „Der Mann,

Digitized by Google

der Hochverräther, der Demagog ist noch bei der Frau?"

„Er ist noch da. Konnte er sie verlassen?"

„Er muß fort. Eine Frau zu beschützen, eine kranke, sterbende Frau, da komme Jemand und werfe einen Stein auf mich. Aber den Mann, den Verbrecher selbst — er muß fort, Vetter Aschen!"

„Bestehen Sie darauf, Vetter Steinau?"

„Ohne Widerrede. Meine Ehre fordert es."

Der Domherr sah Gisbertine mit seinem feinen Lächeln an.

Sie wurde roth.

„Er soll fort", sagte er zum General.

„Und nun gehen wir."

Sie kehrten zum Könige von England zurück, um von da sofort abzureisen.

Unterwegs sagte der Domherr leise zu Gisbertinen:

„Und Gisbert? Soll auch er noch fort?"

„Onkel Florens", antwortete sie, „ich habe es einmal gesagt, und es muß dabei bleiben, sollte es mir auch das Herz brechen."

Sie sprach es mit so sonderbarer Stimme. Sie war so bleich geworden.

Den Domherrn faßte es ängstlich.

Digitized by Google

„He, Gisbertine, bricht Dir das Herz?"

„Gott wolle es verhüten! O nur dieses eine Mal noch!"

Ihre bebenden Lippen konnten kaum die Worte hervorpressen.

Der Domherr sah sie verwundert, ahnend an.

Und wenn es nach diesem einen Male zu spät wäre, Gisbertine?"

„O Onkel, dies ist gewiß das letzte Mal!"

„Hm, Gisbertine, es ist gut, daß Du das ohne Schwur sagst. Aber wenn es ohne Deinen Willen das letzte Mal wäre?"

Sie verstand ihn nicht.

„Wie das, Onkel?"

„Der bravste Mann kann die Geduld verlieren, kann, wie Du, sprechen: Was ich einmal gesagt habe, dabei muß es bleiben, und sollte mir auch das Herz darüber brechen, und, Gisbertine, ein Mann, wenn er sein Ehrenwort gegeben hat, läßt das Herz darüber brechen."

Gisbertine wurde bleicher.

Aber sie nahm nicht zurück, was sie gesprochen hatte.

Digitized by Google

Das hannöversche Städtchen Uslar lehnt sich in reizender Lage an das Gebirge, das von der Weser her sich in das Land hinabsenkt.

In einem freundlichen Gasthofe vor den Thoren des Städtchens war es am späten Abend noch hell, und doch herrschte in dem ganzen Hause die tiefste Stille.

Am Nachmittage war eine Extrapost angekommen, aus welcher zwei Herren ausgestiegen waren; auf dem Bocke hatte ein Bedienter gesessen. Die beiden Herren hatten eine kranke Dame aus dem Wagen gehoben, sanft, vorsichtig, sorgsam, als wenn die leiseste Bewegung der Kranken heftige Schmerzen verursachen müsse, ihr den Tod bringen könne.

Die beiden Herren waren ein älterer Mann mit grauen krausen Haaren, einem scharfgeschnittenen Gesichte, lebhaften Augen, lebhaften Bewegungen und ein jüngerer, dessen blasses Antlitz Schmerz und Trauer zeigte und an dem auffiel, daß er den einen Fuß im Gehen nachzog, was ihm jedoch nur unbedeutend das Ansehen eines Hinkenden gab.

Die Dame war verschleiert.

Der Diener, ein junger hübscher Bursche, war, während die Herren mit der Dame beschäftigt waren, in den Gasthof gegangen, hatte Zimmer für die Herrschaft bestellt und gebeten, schleunigst zu einem Arzte zu schicken.

Digitized by Google

Die Dame wurde in eins der angewiesenen Zimmer getragen und auf ein Bett gelegt. Sie lag in glühendem Fieber.

Der Arzt kam nach wenigen Minuten.

Er untersuchte die Kranke.

„Eine Schußwunde!“ sagte er überrascht.

„Ja“, erwiderte ruhig der kleine alte Herr. „Es fragt sich nur, ob der Brand schon hinzugetreten ist.

„Noch nicht.“

„So ist also auch noch keine Lebensgefahr da?“

„Gleichfalls noch nicht.“

„Und wenn kann die Kranke weiter reisen?“

„Wird die Reise eine weite sein?“

„Drei Meilen.“

„Wenn ein neuer Verband angelegt ist und das Fieber darauf nachgelassen hat, kann bei gehöriger Vorsicht die Dame die paar Meilen weiter fahren.“

„Also noch heute Nacht?“

„Noch heute Nacht.“

Der kleine alte Herr hatte schon beim Aussteigen dem Postillon, während er ihm das Trinkgeld gegeben, aufgetragen, ihm sofort neue Pferde zu bestellen, vier Stück.

Die Pferde kamen. Sie wurden an den Wagen gespannt. Der kleine Herr stieg ein.

Digitized by Google

„Nach Göttingen", sagte er zu dem Postillon. „Fahrt Ihr mich in anderthalb Stunden hin, Schwager, so bekommt Ihr zwei Kronthaler."

Dem Domherrn waren die Kronthaler noch nicht ausgegangen.

Vier Stunden später kam derselbe Wagen, in dem er weggefahren war, zurück. Die Kronthaler hatten also ihre Wirkung gethan.

Aber der Domherr saß nicht wieder in dem Wagen. Ein junger Mann sprang heraus und eilte in den Gasthof.

„Wo ist die kranke Dame?"

„In jenem Zimmer."

Zu dem Zimmer ging er langsamer. Er öffnete die Thür leise, kaum hörbar. So trat er auch ein.

Die Kranke lag im Bett. Vor dem Bett saß ihr Gatte.

Gisbert von Aschen und Mahlberg umarmten sich stumm.

Gisbert zeigte fragend auf die Kranke.

„Sie schläft. Bleibt der Schlaf noch eine Stunde ruhig, so will der Arzt die Weiterreise gestatten."

Die beiden Freunde hatten einander so viel zu erzählen.

Es waren zwei Stunden verstrichen; der Schlaf der Kranken war ein ruhiger geblieben. Aber die Freunde

Digitized by Google

wollten unruhig werden; der Domherr kam noch nicht zurück.

Endlich kam er.

„Der General und Gisbertine folgen mir. Der General war bereit. Aber Sie", wandte er sich zu Mahlberg, „müssen uns an der Grenze verlassen. Dem General erlaubt es nun einmal seine Ehre nicht, einen Hochverräther zu decken, und jenseits der Grenze sind wir unter seinem Schutze in Sicherheit; so ist Ihr Ehrenwort gelöst."

„Gelöst? Mein Ehrenwort?" rief Mahlberg.

Da wies der Domherr auf die kranke Frau.

„Der General will nicht anders", sagte er, „und fragen Sie sich selbst, ob er anders kann."

Mahlberg schwieg. Ob er sich unterwarf?

Er wechselte einen Blick mit Gisbert.

Die beiden Freunde schienen einverstanden zu sein.

Der Domherr zeigte mit keiner Miene, daß er die Blicke bemerkt habe.

„Und Du, Gisbert?" fragte er seinen Neffen.

„Ich begleite Mahlberg."

„Du bliebest also nur bis zur Grenze bei uns?"

„Dort werden wir Eure Gesellschaft verlassen."

„Du hörtest doch, daß Gisbertine mit dem General kommt?"

Digitized by Google

„Ja, Onkel Florens, und sage Du ihr, daß ich mich sehr darüber freue und daß ich sie bitten lasse, der Kranken ihre ganze Pflege und Sorgfalt zu widmen."

„Willst Du ihr das nicht selbst sagen?"

„Nein."

„Teufel!" fluchte der Domherr leise. „Wäre es schon jetzt zu spät für Gisbertine? Ohne daß er einmal weiß, welchen Auftrag sie mir für ihn mitgegeben hat? Ob ich ihn ihm noch mittheile? Ich sähe klar!"

Er that es doch nicht.

„Sie werden in einer halben Stunde hier sein", sagte er. „Treffen wir die Anstalten zur Abreise."

Sie trafen die Anstalten zur Abreise.

Nach einer halben Stunde kam der Wagen des Generals.

Als man den Postillon blasen hörte, trat Mahlberg an das Bett der Kranken.

Sie schlief noch immer. Ihr Schlaf war ein ruhiger. Die Ruhe, der neue, bequemere Verband hatten ihr wohl gethan.

Mahlberg küßte die Schlafende auf die Stirn. Es war nur ein leiser Hauch.

Sie erwachte dennoch.

Ihr mattes Auge sah ihn so glücklich an.

„Du bist in Sicherheit, Agathe, und ich darf Dich

Digitized by Google

verlaſſen, um auch für mich ein Aſyl zu ſuchen. Gisbert wird mich begleiten."

Ein ſeliges Lächeln verklärte ihr Geſicht.

Er küßte ſie noch einmal.

Er verließ mit Gisbert das Zimmer.

„An der Grenze ſehen wir Dich, Onkel Florens", ſagte Gisbert noch zu dem Domherrn.

„Gut."

Zwei Minuten nach ihrer Entfernung trat Gisbertine in das Zimmer.

Die Kranke war wieder eingeſchlummert.

„Der Onkel Steinau wünſcht nicht auszuſteigen, wenn es nicht nothwendig iſt", ſagte Gisbertine zu dem Domherrn.

„Es iſt nicht nothwendig", erwiderte ihr der Domherr. „Wir können aufbrechen, ſobald der Arzt kommt. Er wird im Augenblick kommen."

Dann hatte Gisbertine eine Frage.

„Haſt Du meinen Auftrag an Gisbert ausgerichtet?"

„Nein."

„Aber ich ſehe ihn nicht hier."

„Er erklärte mir, daß er Dich nicht ſehen wolle."

„Ehe Du ihm von mir geſprochen hatteſt?"

„Ehe ich ihm von Dir geſprochen hatte."

Gisbertine erblaßte, wurde roth, biß die Lippen zuſammen.

Digitized by Google

„Ah! Und er wußte, daß ich kam?“

„Er wußte es.“

Der Arzt kam.

Er hatte verſprochen, die Kranke nach Preußen zu begleiten.

Die Kranke wurde in den Wagen getragen. Der Domherr und der Arzt ſetzten ſich zu ihr.

Der Domherr hatte vorher Gisbertine zu dem Wagen des Generals zurückgeführt.

Sie hatte keine Frage mehr an ihn gehabt.

Die Wagen fuhren ab.

Es war gegen Morgen, als ſie die Grenze erreichten.

Nach Preußen wie nach Rußland konnte man zu jener Zeit nur durch doppelte Zolllinien gelangen.

An dem Zollhauſe wurden die beiden Wagen von einer Schaar von Zollbeamten umringt.

„Haben Sie verſteuerbare Sachen bei ſich?“

„Reiſeeffecten, weiter nichts“, ſagte der Domherr.

„Wir müſſen viſitiren.“

Das hieß ausſteigen und dann Koffer und Kiſten und Kaſten aufſchließen, damit jene das, was ſich darin fand, Stück für Stück an- und durchſehen konnten.

Da blickte der General aus ſeinem Wagen.

Die Zollbeamten waren lauter „zwölf Jahre gediente“ Unteroffiziere.

Digitized by Google

Das ist ein vortreffliches Institut in Preußen. Es versorgt alle Zweige der Staatsverwaltung mit Beamten, sämmtliche Ministerien in Berlin, sämmtliche Ober- und Unterbehörden in den Provinzen, Gerichte, Magistrate, Post und Polizei, Universitäten und Gymnasien, Gefängnisse und Zollämter; allerdings zuerst nur mit Unterbeamten; aber Unterbeamten können avanciren und selbst Minister werden', und von einem zwölf Jahre gedienten Unteroffizier wissen wir bestimmt, daß er Minister wurde.

Als der General aus dem Wagen blickte, wurde er erkannt.

Unter den alten Unteroffizieren entstand ein Gemurmel: „Der General von Steinau!"

Einige machten etwas bittere Gesichter, andere desto freundlichere, selbst glückliche.

Ein alter General hat manche gute und manche schlechte Stunde gehabt, und seine Untergebenen haben die einen wie die andern empfinden müssen. Der General von Steinau hatte sie gehabt von der Zeit an, da Fuchtel und Korporalstock regierten, bis zu der Zeit, da Vaterlandsliebe und Begeisterung Preußens Heere von Sieg zu Sieg führten.

Der erste der Grenzbeamten trat an den Wagen des Generals.

Digitized by Google

„Gehört auch der andere Wagen zu Ew. Excellenz?"

„Ja."

„So wünsche ich Excellenz unterthänigst eine glückliche Reise."

Da erkannte auch der General den Beamten.

„Ah, Sergeant Kappel!"

„Jetzt Oberaufseher, zu Befehl, Excellenz!"

„Wir fochten bei Großbeeren, braver Kappel!"

„Und bei Leipzig, Excellenz!"

Dem Manne standen die Thränen in den Augen.

Die andern alten Unteroffiziere traten herzu.

Der General kannte auch von ihnen noch manchen.

Sie hatten jetzt alle glückliche Gesichter.

In den glücklichen Gesichtern sah man schon das Lebewohl donnern, das sie dem General bei der Abfahrt nachrufen wollten.

Der Domherr trat zu ihnen.

„Meine Herren, ich sehe es Ihnen an, daß Sie Ihrem General ein Hurrah bringen wollen."

„Die Berge sollen davon widerhallen!"

„Ich kann es mir denken. Aber wir führen eine Schwerkranke bei uns, die der Ruhe und der Stille bedarf. Wie wäre es, meine Herren, wenn Sie nachher in gutem Rheinwein den General leben ließen?"

Digitized by Google

Eine Handvoll Kronthaler glitt bei den Worten in die Hand des Oberaufsehers Kappel.

Der Domherr kannte die magische Kraft guter Brabanter Kronthaler.

Die Herren ließen ihr Hurrah.

Der Domherr aber ging noch zu dem Wagen seines Neffen, der an der Seite hielt.

Er wandte sich zuerst an Mahlberg.

„Ihre Frau schläft. Der Arzt ist vollkommen zufrieden. Zu unserer gänzlichen Beruhigung wird er bei uns bleiben, bis jede Spur von Gefahr beseitigt ist."

„Willst Du nicht Gisbertinen Adieu sagen?" fragte er dann seinen Neffen.

„Wozu?" meinte Gisbert.

„Darf ich dieses Wozu ihr wiedersagen?"

„Warum nicht?"

Der Domherr kehrte zu den beiden andern Wagen zurück.

Sie passirten die Grenze.

Eine Viertelstunde später folgte ihnen langsam der Wagen, in dem sich Gisbert und Mahlberg befanden.

Digitized by Google

In einem Gasthofe des reizenden Städtchens Karlshafen an der Weser saßen ein Herr und eine Dame beisammen; eigentlich saßen sie wohl nicht beisammen. Sie waren in einem Zimmer, dessen Fenster auf den belebten Hafen führten. Die Dame hatte sich an eins der Fenster gesetzt und schaute nach dem Hafen hinaus; sie schien gelangweilt und nicht guter Laune zu sein. Der Herr hatte sich bequem auf dem Sopha niedergelassen, eine elegante Pfeife von Meerschaum im Munde. Aber er rauchte nicht; er saß erwartungsvoll und gedankenvoll da; über dem Warten und Denken war ihm die Pfeife ausgegangen. Beide verhielten sich schweigend.

Plötzlich sprang die Dame auf.

Man hatte das Blasen eines Extraposthorns gehört; die Dame hatte einen Blick durch das Fenster unten auf die Straße geworfen. Was sie gesehen hatte, litt sie nicht mehr in ihrem Fauteuil. Sie war sogar roth geworden. Sie warf einen Blick auf den Herrn, zuerst zweifelhaft, dann spöttisch; dann setzte sie sich ruhig wieder hin. Es schien ihr ein Gedanke gekommen zu sein.

Der Herr hatte ihren Bewegungen etwas verwundert zugesehen.

„Was war da?“ fragte er, aber dennoch gleichgültig.

„Nichts!“ war die kurze, kalte Antwort.

Digitized by Google

„Das Nichts muß ich oft von Dir hören", sagte der Herr ein wenig pikirt.

Die Dame antwortete ihm gar nicht.

Sie blickte wieder auf die Straße zu dem Weserhafen hinaus.

Der Herr bemerkte, daß ihm die Pfeife ausgegangen war. Er zog ein elegantes Etui mit Feuerzeug hervor, um sie wieder anzuzünden.

„Was sahst Du eben?" fragte er unterdeß noch einmal.

Die Dame hatte wohl ihren Entschluß gefaßt oder sich auch wohl wieder anders besonnen.

„Den Grafen Westernitz", antwortete sie.

Sie sprach es etwas keck, beinahe herausfordernd.

Durch das Gesicht des Herrn zog sich ein Ausdruck des Verdrusses.

„Du wurdest roth, Hedwig."

„Ah, Du bist wohl eifersüchtig?"

„Du weißt, daß ich gar nicht eifersüchtig werden kann."

Die junge Dame lachte höhnisch.

„Armer Schilden!"

Fräulein Hedwig von Taubenheim war als junge Frau noch schöner geworden. Ihre Formen hatten sich mehr gerundet; so standen sie in einem fast wundervollen Ebenmaße zu ihrer hohen, imponirenden Gestalt.

Digitized by Google

Der Geheimrath von Schilden war mager geworden und blaß und hohlwangig dabei. Es konnte vom vielen Arbeiten herrühren, vielleicht auch nicht. Ein Ehemann, der seiner Frau versichern muß, er könne gar nicht eifersüchtig werden, und dem darauf mit einem höhnischen „Armer Mann!“ geantwortet wird, kann auch ohne vieles Arbeiten mager und bleich werden. Und wenn er gar bedenkt: Deine Frau hat dich genommen, weil du eine bessere Carrière machst und weil ein Offizier ihr keinen Liebhaber erlauben würde!

Der Hohn der Frau hatte ihn geärgert; er vergaß das Anzünden der Pfeife und ging mit großen Schritten im Zimmer umher.

Die Frau sah ihm eine Weile stillvergnügt zu.

„Du bist also wirklich nicht eifersüchtig?“ fragte sie ihn dann.

„Nein!“ erwiderte er mürrisch.

„So darf ich mir ja eine Bitte an Dich erlauben.“

„Sie wäre?“

„Wie lange hättest Du noch Lust hier zu bleiben?“

„Bis ich von meinen Leuten, die ich aussandte, Nachricht erhalte.“

„Und wenn das noch einmal drei Tage, gar noch länger dauerte? Drei Tage langweilen wir uns schon hier, ich wenigstens.“

Digitized by Google

„Heute muß jedenfalls von irgend einer Seite Nachricht kommen.“

„Und wenn keine kommt?“

„So würden wir noch warten müssen.“

„Wir? Daran laß mich anknüpfen. Ich gehöre nicht zur Polizei. Ich bin keine Demagogenfängerin. Ich sende keine Spione aus, ich gebe mich nicht selbst zur Spionage her.“

Die schöne Frau sprach mit ruhiger Bosheit.

Auch der Herr von Schilden war wieder ruhig geworden; er hatte seinen Aerger verwunden.

„Ich denke“, sagte er, „Du hast Dein Schicksal an das meinige gefesselt.“

„Gefesselt?“

„Auch an meine Carrière.“

„An Deine Ehre, hatte ich gemeint. Freilich Du weißt Ehre und Carrière wohl nicht von einander zu trennen?“

Der Herr von Schilden antwortete nicht.

Die Erwähnung der Ehre hatte ihn wohl wieder an etwas Anderes erinnert.

„Du hattest eine Bitte an mich.“

„Sogleich. Beantworte mir vorher noch eine Frage. Wenn Du heute Nachricht erhältst, was wird dann?“

Er ging auf die Frage ein. Gutmüthigkeit war das

Digitized by Google

schwerlich bei dem Geheimrath von Schilden; er mußte es also schon weit im ehelichen Gehorsam gebracht haben.

„Es wird von dem Inhalt der Nachricht abhängen, Hedwig."

„Und der Inhalt kann sein?"

„Die Flüchtlinge sind gefunden oder sie sind nicht gefunden."

„Wenn sie nicht gefunden sind?"

„So fahren wir zusammen weiter nach Hofgeismar. Ich erwarte dort fernere Nachrichten."

„Und wenn sie gefunden sind?"

„So würde ich wahrscheinlich sofort an Ort und Stelle müssen, und Du müßtest allein zu dem Bade reisen."

„Hm, mein Freund, Du wünschtest meine Bitte zu erfahren?"

„Ja, Hedwig."

„Der Graf Westernitz geht gleichfalls nach Hofgeismar. Möchtest Du ihn nicht bitten, daß er mich mitnehme?"

Der Herr von Schilden ärgerte sich nicht wieder, er wurde zornig.

„Weib!" rief er.

Sie lachte.

„Warum ereiferst Du Dich? In Hofgeismar träfe ich ja doch mit ihm zusammen, und eifersüchtig bist Du nie."

Er schämte sich seines Zorns.

Digitized by Google

„Eine Frage", sagte er kalt. „Woher weißt Du, daß der Graf nach dem Bade will?"

„Woher? Wenn Du ihn bittest, daß er mich mitnehme, wird er hingehen."

Er hörte die Antwort der Bosheit nicht mehr.

Es war an die Thür geklopft.

Es trat ein Zollbeamter in das Zimmer.

Die Augen des Herrn von Schilden leuchteten.

„Sie bringen mir Nachricht?"

„Zu Befehl, Herr Geheimrath."

„Haben Sie die Flüchtlinge gefunden?"

„Wahrscheinlich. Aber erlauben der Herr Geheimrath mir, daß ich erzähle."

„Erzählen Sie."

„In der vorgestrigen Nacht, gegen Morgen, sind an dem Zollamte in der Nähe von Beverungen drei Extrapostwagen, aus dem Hannöverschen kommend, die Grenze passirt. In dem einen hat eine kranke Dame mit einem ältern Herrn und einem Arzte gesessen, in dem zweiten ein alter Herr und eine junge Dame, in dem dritten zwei Herren. Die sämmtlichen drei Wagen haben zusammengehört und sind nach Beverungen gefahren. Den alten Herrn in dem zweiten Wagen hat man am Zollhause erkannt; nur ihn allein. Es ist der General von Steinau gewesen."

Digitized by Google

Der Herr von Schilden traute seinen Ohren nicht.

„Der General von Steinau?“ Es ist nicht möglich!“

„Die Hälfte der Beamten hat ihn erkannt, Herr Geheimrath. Sie haben unter ihm gedient, manche Schlacht mitgemacht. Er hat sie erkannt, mit ihnen gesprochen.“

„Weiter, weiter!“ rief der Herr von Schilden.

Der Zollbeamte erzählte weiter.

„Die Herrschaften sind im Gasthofe zu Beverungen eingekehrt, unter dem Namen: General von Steinau mit Familie aus Berlin. Dort hat sich gezeigt, daß die kranke Dame eine schwer Verwundete war. Es kommt zwar Niemand zu ihr. Der Arzt und die zweite Dame, die zu dem General Onkel sagt, pflegen sie und weichen nicht von ihr. Aber der Arzt hat sich viele Charpie geben lassen, und die horchenden Leute des Hauses haben von einer Wunde, wie sie meinen, an der Schulter, sprechen gehört. Die Verwundete soll übrigens in einem sehr bedenklichen Zustande sich befinden, und an eine Weiterreise sei noch lange nicht zu denken, will man wissen. Ich habe dennoch zwei Aufseher als Wache zurückgelassen. Das sind unsere Ermittelungen. Ich bin hierher geeilt, um des Herrn Geheimraths weitere Befehle zu empfangen.“

Die Augen des Geheimraths waren leuchtender

Digitized by Google

geworden; es war ein unheimliches Feuer, das in ihnen brannte.

„Die sämmtlichen Fremden sind noch in Beverungen?“ fragte er den Beamten.

Der Mann besann sich.

„Die angekommen sind, Herr Geheimrath. Ich hatte vergessen, zu bemerken, daß der dritte Wagen mit den beiden jungen Herren in Beverungen gar nicht eingetroffen ist.“

Die Nachricht stimmte die Freude des Herrn von Schilden herab.

„Wo ist der Wagen geblieben?“

„Ich und meine Leute haben es nicht erfahren können. Hoffentlich erhalten der Herr Geheimrath von anderer Seite Nachricht darüber.“

„Erfrischen Sie sich unten“, sagte der Geheimrath zu dem Beamten.

Der Beamte ging.

Der Herr von Schilden mußte überlegen, mit seiner Frau.

Er hatte allen Streit mit ihr, allen Zorn über sie vergessen. Er war ein tüchtiger Polizeimann.

Seine Frau schien wenigstens in diesem Falle sein Interesse zu theilen. Ob sie einen besondern Grund für sich hatte?

Digitized by Google

„Sie sind es unzweifelhaft, Hedwig. Die verwundete Frau! Die erste Nachricht, die mir von Berlin nachgeschickt wurde, sagte zwar, der Entflohene selbst sei erschossen. Es kam aber bald die Berichtigung. Auf allen Stationen, auf denen man ihre Spur verfolgt hatte, wußte man nur von einer kranken, verwundeten Frau, der Frau des Entflohenen, die ihn ohne Zweifel befreit hatte."

„So hättet Ihr die Frau jetzt sicher", sagte die Geheimräthin. „Aber nicht den Hochverräther. Was habt Ihr an ihr?"

„Wir haben auch ihn. Er ist nicht weit von ihr. Er verläßt sie nicht in der Lebensgefahr."

„Du scheinst ihn genau zu kennen!"

Der Herr von Schilden verfärbte sich leicht.

„Auch daß der General Steinau bei ihnen ist, oder daß sie bei ihm sind, ist mir klar geworden", sagte er. „Die Frau hat den Mann nicht allein gerettet. Es ist kein Zweifel, daß der Herr von Aschen geholfen hat; wahrscheinlich beide Herren von Aschen; sowie sie auch dort an der Grenze bei Beverungen waren. In den Händen der Aschen ist vollständig, durch seine Nichte, der alte General Steinau. Freilich kennt er die Wahrheit nicht. Was man ihm vorgespiegelt hat, weiß Gott. Aber zu wetten ist, er hat nicht die geringste Ahnung davon, daß er

Digitized by Google

einen entsprungenen Hochverräther beschützt, gar als ein Mitglied seiner Familie. Ah, die Ueberraschung des alten stolzen, steifen Herrn, wenn er die Wahrheit erfährt!"

„Du willst sie ihm bringen?" fragte die Frau von Schilden.

Der Geheimrath mußte doch nachsinnen.

Er war mit seiner Frau vor der Flucht Mahlberg's von Berlin abgereist. Sein Chef kannte seine Reiseroute. So war ihm sofort nach jener Flucht eine Stafette nachgeschickt worden. Er wurde aufgefordert, zu dem Ergreifen der Flüchtlinge, die ebenfalls ihre Richtung nach dem Westen hin genommen, mitzuwirken. Eine zweite Stafette hatte ihm die Nachricht gebracht, daß man von Poststation zu Poststation die Entflohenen verfolgt habe, daß sie aber immer einen Vorsprung von einem Tage gehabt; im Hannöverschen habe man aber plötzlich ihre Spur verloren; wahrscheinlich hätten sie in irgend einem verborgenen Ort Zuflucht gesucht, um die Heilung der schwer verwundeten Frau abzuwarten. Der Herr von Schilden hatte darauf sowohl mit Gensdarmen und Polizeibeamten als auch besonders mit den aus seiner frühern amtlichen Wirksamkeit in der Zollverwaltung ihm bekannten Grenzbeamten der ganzen Gegend sich in Verbindung gesetzt und sein Quartier in Karlshafen, dem Mittel-

Digitized by Google

punkte seiner Thätigkeit, genommen, von wo er seine Nachforschungen leitete und wohin ihm die Meldungen gemacht wurden.

Aufgefunden waren die Verfolgten jetzt; daran konnte er nicht zweifeln. Es kam also nun auf das Ergreifen an. Aber durch wen sollte dies geschehen? Leitete er es nicht selbst und unmittelbar, beauftragte er die Unterbehörden, die Polizei in Beverungen damit, so war zu befürchten, zu wetten, wie er sich ausdrückte, daß da den Flüchtlingen eine neue Flucht gelingen werde; die Herren von Aschen, die den General Steinau vermocht hatten, den Entflohenen seinen Schutz zu leihen, konnten den alten Herrn leicht veranlassen, gegen eine sofortige Verhaftung Widerspruch einzulegen; dem hochgestellten General gegenüber brauchte der Bürgermeister des kleinen Landstädtchens nur eine Viertelstunde zu zögern, so war unterdeß die neue Flucht da. Sollte also er, der Geheimrath selbst die Verhaftung leiten, selbst in die Wohnung des Generals eindringen, zu der Frau Mahlberg, dem Opfer seiner Verführung, zu ihrem Gatten, seinem verrathenen Freunde? In Gegenwart des Generals, seiner Verwandten? Eine so dreiste Stirn hatte der Herr von Schilden noch nicht. Er durfte sie nicht haben; die Welt und seine Frau kannten sein Verhältniß zu der Frau Mahlberg nicht.

Digitized by Google

„Dir bricht ja der Schweiß aus!“ sagte seine Frau zu ihm. „Fehlt Dir der Muth?“

Er nahm sich zusammen.

„Ich muß selbst hinreisen“, sagte er.

„Und ich?“ fragte die Frau.

Durfte er sie mit sich nehmen?

„Daß Du mich hier zurückerwarteſt, darf ich wohl nicht annehmen.“

„Nein!“

„So wirſt Du nach Hofgeismar reiſen müſſen.“

„Ah, und Du willſt den Grafen Weſternitz bitten?“

„Hedwig, macht es Dir Vergnügen, mich zu ärgern?“

„So laß mich mit Dir fahren, mein Freund. Du haſt dann keinen Grund zur Eiferſucht und ich erlebe Abenteuer mit Dir.“

Der Angſtſchweiß brach ihm wieder aus.

„Es würde Dich anſtrengen, Kind.“

„Ich theile Deine Strapazen mit Dir.“

„Es könnte meinen Plan verrathen, vereiteln.“

„Ei, mein Freund, was iſt das?“ rief ſie mißtrauiſch.

Dann ſagte ſie entſchieden: „Ich fahre mit Dir! Beſtelle den Wagen.“

Er wagte nicht ihr zu widerſprechen.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaßen ſie zuſammen im

Digitized by Google

Wagen; sie ließen sich über die Weser setzen und fuhren auf preußischem Gebiete nach dem Städtchen Beverungen hin.

Der Herr von Schilden war gedrückt, seine Frau neugierig.

Zu derselben Stunde war in den Gasthof zu Beverungen einer derjenigen Grenzbeamten gekommen, denen der Domherr von Aschen beim Passiren der preußischen Grenze auf der Fahrt von Uslar nach Beverungen eine Hand voll Kronthaler gegeben hatte, um sie auf das Wohl des Generals von Steinau zu trinken.

Der Beamte hatte nach dem alten, kleinen, grauen Herrn gefragt, der mit dem Herrn General gekommen sei. Er ward zu dem Domherrn geführt. Er trat etwas verlegen zu diesem ein.

„Euer Gnaden, da ist heute früh am Zollamte eine absonderliche Geschichte passirt."

„Welcher Art, mein braver Aufseher?"

„Der Obercontroleur vom Warburger Hauptzollamte war da und erkundigte sich nach den Wagen und Reisenden, die in den letzten Tagen einpassirt seien; und als ihm nun mitgetheilt wurde, wie der Herr General von Steinau mit zwei oder drei Equipagen angekommen und in dem einen Wagen eine kranke Dame gewesen sei, sah man

Digitized by Google

ihm an, daß er gefunden hatte, was er ſuchte. Er ſprach dann eine Zeit lang heimlich mit dem Oberinſpector, und darauf ging es im Galopp hierher nach Beverungen. Während er mit dem Inſpector ſprach, hatte ich einen Aufſeher, der mit ihm gekommen war, einen alten Freund und Kriegskameraden, auf die Seite genommen, und der vertraute mir an, daß ein Hochverräther geſucht werde, der aus Berlin entſprungen ſei und der ſeine bei dem Ausbrechen ſchwer verwundete Frau mit ſich führe; der Herr Geheimrath von Schilden, der früher zu der Steuerpartie gehört, ſei in der Nähe, leite die Verfolgung und habe dazu auch eine Menge Zollbeamte an der Grenze aufgeboten. Sobald ich vom Dienſte frei war, bin ich hierher geeilt, um die Sache Euer Gnaden zu melden. Ich dachte, Sie werden wiſſen, was daran iſt und ob ſie dem Herrn General mitgetheilt werden muß."

Der Domherr dankte dem Beamten, empfahl ihm Stillſchweigen und entließ ihn.

Dann hatte er ſchnell ſeinen Entſchluß gefaßt.

„Kann die Kranke ohne Gefahr weiter reiſen?" fragte er den Arzt.

„Wenn ſie des Nachts Ruhe hat, ja."

„Wie weit ſind wir hier von Deiner Heimat Borgentreich und Niederhelmern?" fragte er den Burſchen Bernhard.

Digitized by Google

„Es mögen vier bis fünf Stunden sein.“

„Du kennst dort im Gebirge Schluchten, die kein Gensdarm und kein Zollaufseher finden wird?“

„Kein Mensch in der Welt außer mir, Euer Gnaden.“

Er schickte den Burschen zu seinem Neffen Gisbert, der in einem andern Wirthshause des Städtchens logirte; der Herr Baron möge zu ihm kommen.

Gisbert kam.

„Ist Mahlberg noch mit Dir da?“

„Gewiß, Onkel.“

„So haltet Euch bereit, in einer Viertelstunde aufzubrechen.“

„Warum?“

Der Domherr theilte die Erzählung des Zollbeamten mit.

„Und wohin nun, Onkel?“

„Ihr werdet dem Bernhard folgen, wohin er Euch führen wird, ins Gebirge, zu Fuße. So findet Niemand Eure Spur. Ich werde Euch den Burschen schicken. Von ihm werdet Ihr auch erfahren, wo wir Andern bleiben. Darüber muß ich vorher mit dem General sprechen.“

Er ging zu dem General.

„Vetter Steinau, wir sind verrathen.“

Er erzählte auch ihm, was er von dem Grenzbeamten erfahren hatte.

Digitized by Google

„Und was nun, Vetter Aschen?“

„Der Schilden ist ein frecher Bursche; er wird sich nichts daraus machen, selbst in Ihr Zimmer zu dringen, Vetter Steinau.“

„Ah, ah!“

„Sie würden ihn zwar hinauswerfen —“

„Das würde ich.“

„Aber es gäbe Eclat. Ich wollte Ihnen daher einen andern Vorschlag machen: wir reisen von hier ab.“

„Vetter Aschen, was denken Sie? Ich sollte vor dem Federfuchser mich zurückziehen, die Flucht, das Hasenpanier ergreifen?“

Der alte General war dunkelroth geworden.

„Das wird eine schöne Geschichte werden!“ sagte der Domherr für sich.

Es wurde ihm schlecht zu Muthe bei dem Muthe des Generals.

Aber er wußte sich aus jeder Verlegenheit zu reißen.

„Alle Wetter, Vetter Steinau, so bleibt nichts übrig, als daß Sie allein hier bleiben und ich mit der Frau Mahlberg weiter reise.“

Der General ging auch darauf nicht ein.

„Sie haben einmal die Frau unter meinen Schutz gestellt, Vetter Aschen.“

„So kündige ich Ihnen den Schutz.“

Digitized by Google

Dagegen war nichts mehr einzuwenden.

„Aber ich bleibe!“ verschwur sich der stolze und zähe General.

„Wie lange, Vetter Steinau?“

„Bis ich den Federfuchser aus dem Hause geworfen.“

Dem Domherrn lachte jetzt das Herz im Leibe.

„Ah, Vetter Steinau, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen dabei. Und wenn Sie fertig damit sind, finden Sie uns in der Sägemühle bei Hofgeismar.“

„Dahin wollen Sie?“

„Da ist die Frau am sichersten. Ich habe mir die Sache näher überlegt. Im ersten Schreck denkt man nicht an Alles. Was hat die Frau denn zuletzt gethan? Sie hat ihren Mann befreit. Es ist ein altes Recht, daß jeder Gefangene ungestraft sich selbst befreien kann, und Mann und Weib sind ein Leib. Wenigstens werden die Hessen sie nicht ausliefern, und die Sägemühle liegt in Hessen. Also auf Wiedersehen in der Sägemühle, Vetter Steinau.“

„Auf Wiedersehen, Vetter Aschen.“

Fünf Minuten später saß der Domherr mit der Verwundeten und dem Arzte im Wagen auf dem Wege nach der Dahlheimer Sägemühle.

Den Burschen Bernhard hatte er vorher zu seinem Neffen geschickt.

Digitized by Google

„Du führst die beiden Herren", hatte er dem Burschen befohlen, „in irgend ein sicheres Versteck in der Nähe der Dahlheimer Sägemühle. Zu dieser bringst Du mir Bescheid."

Im Wirthshause hatte er den Befehl zurückgelassen: „Im Laufe des Tages wird ein großer, vornehmer Herr hier eintreffen. Sagen Sie ihm nicht, daß die kranke Dame fort ist. Führen Sie ihn zu dem Herrn General, bei dem er Alles erfahren werde."

Im Wagen hatte er dann doch einen Verdruß.

„Wer dabei sein könnte, wie der Herr Geheimrath von Schilden von dem braven Vetter Steinau aus dem Hause geworfen wird!"

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Ein Deus ex machina? Oder der alte Domherr? Oder doch der alte Gott?

Der Monat Juli hatte einen besonders schönen Morgen in die Bergschlucht gesandt, in der die Dahlheimer Sägemühle lag. Die Sonne war erst spät über den Bergen emporgestiegen. Sie hatte einen kurzen Kampf gehabt mit dem kühlenden Thau der Wiesen und mit den Nebelschatten, die auf den leichten Wellchen des Diemelflusses dahinschwammen. Dann herrschten ihre Strahlen überall zwischen den Bergen, klar und mild und erwärmend. Die Vögel in Berg und Wald brachten ihnen ihren Gesang, und der Gesang der Vögel war fast der einzige Laut, der die Stille des Thals durchdrang.

Aus dem Wirthshause der Sägemühle trat ein Herr in den schönen Morgen.

Digitized by Google

Er konnte im Anfange der fünfziger Jahre stehen. Es war eine hohe, stattliche Gestalt. In seinen Gesichtszügen herrschte ein Ausdruck der Milde vor, einer milden Schwermuth, hätte man vielmehr sagen können. Sein ganzes Wesen zeigte Einfachheit; dennoch sah man den vornehmen Mann.

Ein Herr in den vierziger Jahren war ihm aus der Thür des Hauses gefolgt. Der ältere Herr sah sich nach ihm um und winkte ihm mit der Hand, daß er zurückbleiben möge.

Jener kehrte in das Haus zurück.

Der ältere Herr ging ein paarmal vor dem Hause, in dem Garten neben dem Hause auf und ab. Man sah, wie der erwärmende und erfrischende Morgen ihm wohlthat. Er begab sich dann in eine Laube des Gartens.

Ein Diener brachte ihm bald darauf den Morgenkaffee hinein. Es schien der eigene Diener des Herrn zu sein; wie ein Kellner sah er nicht aus.

Aber ein Kellner folgte ihm, ein hübscher, gewandter junger Mann, mit blühendem Gesichte, mit schwarzen krausen Haaren.

Der Bediente trug das Kaffeebret, der Kellner Tischtuch und Serviette.

Sie traten beide zugleich in die Laube.

Der Herr saß auf einer Bank.

Digitized by Google

Der Bediente — er war etwas vornehm — wollte dem Kellner das Kaffeebret zu halten geben, um unterdeß den Tisch zu decken; er gab es dem Kellner nur durch Zeichen zu verstehen; es sah fast aus, als wenn er in Gegenwart des Herrn nicht wage zu sprechen.

Der gewandte Kellner hatte aber schon mit seiner eigenen Kellnerserviette, die er unter dem Arme trug, den Tisch abgestäubt, dann das Tischtuch ausgebreitet, die reine Serviette vor den Platz des Herrn gelegt.

Die Leinwand war so untadelhaft glänzend weiß. Der hübsche Kellner verrichtete Alles so gewandt, so schnell, so geräuschlos.

Der Bediente sah ihm mit einem leisen Verdrusse zu, fast als wenn es sich wieder nicht schicke, daß der fremde Kellner und nicht er den Tisch für seinen Herrn decke.

Dem Herrn schien das leichte und gewandte Wesen des Kellners zu gefallen.

„Haben Sie gedient?" redete er ihn an.

In jener Zeit war jeder junge Mann im deutschen Lande Soldat gewesen; das Wort dienen hatte demnach seine so natürliche Beziehung. Vielleicht hatte auch der junge Mann in dem Aeußern des ältern Herrn etwas bemerkt, das ihn die Frage in dessen Munde nur auf den Militärdienst beziehen ließ.

Digitized by Google

„Zu Befehl!“ antwortete er.

„Auch die Feldzüge mitgemacht?“

„Zu Befehl, beide.“

„Unter den Heſſen?“

„Unter den Preußen.“

Der Herr ſtutzte.

„Warum tragen Sie keine Denkmünze?“

Der Kellner wurde verlegen. Er mußte ſich auf eine Antwort beſinnen.

In den Augen des Herrn ſtieg ein Mißtrauen auf.

„Warum ſind Sie hier in Heſſen?“ fragte er raſch.

Der Kellner mußte ihn auf die Frage anſehen. Er gewahrte das Mißtrauen in dem Blicke des Herrn.

„Ich habe meinen ehrlichen Abſchied bekommen“, ſagte er.

„Gut!“ ſagte kurz der Fremde.

Zu gleicher Zeit gab er dem jungen Kellner mit der Hand einen Wink, daß er gehen könne.

Sein Mißtrauen war einem Verdruß gewichen, als wenn die Antwort des jungen Mannes es beſtätigt habe, daß er ſchon wieder einmal getäuſcht ſei.

Der Kellner ſah den Verdruß, errieth deſſen Urſache. Er wollte ſprechen.

Der Herr winkte noch einmal, befehlend.

Der Kellner ging.

Digitized by Google

Auch er war verdrießlich.

Aber draußen im Garten schüttelte er den Verdruß von sich ab.

„Was geht es mich an, was er über mich denkt? Ich werde nicht besser und nicht schlechter dadurch. Wer kann er denn sein? Irgend ein Graf oder auch das nicht einmal, der im Gefolge eines Prinzen war und nun zeigen oder den Leuten weiß machen will, daß er Pulver gerochen habe!"

Er ging an den Tischen und Stühlen umher, die zum Empfange der Gäste dastanden, putzte und ordnete daran. Außer dem fremden Herrn in der Laube waren noch keine Gäste draußen.

Er erhielt Gesellschaft.

Ein zweiter älterer Herr war aus dem Hause gekommen, in so Manchem der volle Gegensatz des ersten. Aber wir kennen ja den kleinen lebhaften Domherrn von Aschen mit den klugen Augen und den grauen krausen Locken. Er sah verstimmt, besorgt aus.

Er trat zu dem Kellner.

„Guten Morgen, Herr Becker."

„Guten Morgen, Herr Domherr. Aber eine Bitte, Herr Domherr! Nennen Sie mich nicht mehr Herr Becker. Ich bin hier der Kellner Louis."

Die Verstimmung des Domherrn zeigte sich.

Digitized by Google

„Ja", ſagte er, „und es iſt eine Schande, daß Sie das ſein müſſen."

„Für mich nicht, Herr Domherr."

„Nein, für Sie nicht, das weiß Gott. Aber für — bah, für die ganze Wirthſchaft da hinten in dem Berlin. Ein Mann wie Sie —"

Die Beiden ſtanden nicht weit von der Laube, in welcher der fremde Herr ſeinen Kaffee verzehrte.

Dieſer war halb in den Eingang der Laube getreten, ſeine Taſſe in der Hand. Er ſah ſich nach den beiden Sprechenden um; er ſchien gehört zu haben, was ſie ſprachen; er wollte ſehen, wer ſie ſeien. Er kehrte in die Laube zurück.

Der Domherr und der Kellner hatten ihn nicht gewahrt.

Der Domherr fuhr fort:

„Ein Mann, wie Sie, ein Offizier, Ritter des eiſernen Kreuzes, ein ſo braver Soldat, ein Ehrenmann durch und durch, muß ſein Brod als Kellner verdienen, muß den Aufwärter machen für — hm, mein junger Freund, es kommen ja auch wohl oft preußiſche Offiziere hierher? Im Bade drüben ſind immer welche."

„O ja", ſagte der Kellner Louis. „Sie pflegen jeden Morgen einen Ritt hierher zu machen, um hier ihre Chocolade zu trinken."

Digitized by Google

„Und Sie bedienen sie?"

„Wie jeden Andern."

„Und es sind wahrscheinlich Lieutenants, junge Fante, die noch kein Pulver gerochen, die während der Freiheitskriege bei Mutterchen hockten."

„Nur einer von ihnen hat gekämpft, der Graf Westernitz."

„Ah, der ist auch wieder da! Der! Und der Arm, der für die Burschen gekämpft hat, daß sie jetzt in der Uniform ihres Königs einherstolziren können, muß ihnen die Serviette in der Hand, ihre Chocolade reichen. Zum Element, mein Freund, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich zöge meine preußische Militäruniform an und hinge meine Orden und Ehrenzeichen darauf und bediente so die Herren, und es würde Ihnen wahrhaftig auch keine Schande bringen."

„Aber der Armee, Herr Domherr, und dem Könige."

„Ei, zum Element —"

„Und der König ist unschuldig dabei; er weiß von dem Allem nichts."

„Warum weiß er nichts? Er ist der König."

Der fremde Herr war wieder in dem Eingange der Laube erschienen. Er blickte scharf nach den beiden Sprechenden.

Diesmal sahen sie ihn beide.

Digitized by Google

„Wer iſt der Herr?“ fragte der Domherr.

„Ich weiß es nicht. Er kam geſtern Abend ſpät an, mit zwei andern Herren und einem Bedienten. Ihre Namen haben ſie nicht abgegeben.“

Der Domherr erkundigte ſich nicht weiter.

Der Kellner hatte eine Frage an ihn.

„Wie geht es der Kranken?“

„Schlecht“, war die Antwort. „Wir ſind in großer Sorge um ſie. Der plötzliche Aufbruch geſtern, die ſchwere Reiſe hierher. Daß wir auf der Flucht, alſo in Gefahr entdeckt zu werden ſeien, konnten wir ihr nicht verhehlen; ihren Mann ſah ſie nicht; unſern Verſicherungen, daß er geborgen ſei, ſetzte ſie Mißtrauen entgegen. Das Schlimmſte war, daß ſie errieth, der Schurke Schilden ſei uns auf den Ferſen. Sie wollte ſich das nicht ausreden laſſen. Sie mußte wie durch eine Viſion darauf gekommen ſein. Das Alles hat nun einen furchtbaren Fieberrückfall herbeigeführt. Der Arzt fürchtet eine Gehirnentzündung, einen Brand der Wunde. Der Arzt iſt ein tüchtiger Menſch, aber aus dem kleinen Städtchen, noch jung, hier ganz allein; er fängt ſchon an, den Kopf zu verlieren. Ich weiß mit Kranken gar nicht umzugehen. Ich warte mit Schmerzen auf Karoline. Sie hat in allen Dingen den beſten Rath.“

Digitized by Google

„Und wenn nun gar der Herr von Schilden hierher käme?“ sagte der Kellner.

„Zum Teufel, wenn der Bursche es wagte!“ fuhr der Domherr auf.

Dann mußte er doch in allen seinen Sorgen lachen.

„Bah, den wird der Denkzettel geheilt haben, den er vom General von Steinau erhalten hat. Richtig aus dem Hause geworfen.“

„Wenn ihn“, bemerkte der Kellner, „die Behandlung des Generals nur nicht um so mehr gereizt hat!“

„Ein gebranntes Kind scheut das Feuer, mein Freund.“

„Aber, Herr Domherr, ein Mensch, der Carrière machen will, ist wie ein Schacherjude; er läßt sich zehnmal aus dem Hause werfen und kommt immer wieder!“

„Erwarten wir den Burschen! Aber sieh da, sieh da! Meine Karoline ist doch immer die Promptheit selbst! Karoline, mein Kind, mein Engelskind!“

Der Domherr und die schöne junge Frau lagen einander in den Armen.

Sie war, frisch und leicht, zu Fuße den Berg heruntergekommen, der von Ovelgönne her in die Dahlheimer Schlucht führte. Sie war von früher Kindheit an die kräftige und gewandte Bergsteigerin.

Ihr schönes Gesicht glühte in Glück und Freude, als sie den Domherrn erblickte.

Digitized by Google

„Onkel Florens, da bist Du ja wieder!“

„Und bei mir ist wieder mein Engel!“

Aber Glück und Freude mußten auch in der jungen Frau schnell der Sorge und dem Schmerze weichen.

„Und Agathe?“ fragte sie. „Was macht die arme Frau? Sie darf nicht sterben! Jetzt, jetzt nicht!“

„Sie ist in großer Gefahr“, sagte der Domherr. „Darum ließ ich Dich herbitten. Wir müssen zusammen überlegen. Vor der Hand wird es ihr eine Beruhigung sein, Dich wiederzusehen.“

„Gehen wir zu ihr, Onkel Florens.“

„In diesem Augenblick schläft sie. Johann wird Nachricht bringen, wenn sie erwacht.“

„Ich bedaure nur“, sagte die junge Frau, „daß ich nicht lange bei Euch bleiben kann. Mein armer Mann sitzt in Warburg ganz allein bei seinen häßlichen Acten, schon die ganze Woche. Mich rief die Ernte nach Ovelgönne. Gerade heute wollte er mich zurückholen. Indeß, ich habe für Ersatz gesorgt und dabei zugleich weiter gedacht.“

Sie wandte sich an den Kellner.

„Henriette wird die Kranke pflegen. Sie folgt mir mit dem Boten.“

Da leuchteten auch die Augen des Kellners.

„O Frau Obristlieutenant —“ wollte er ihr danken.

Digitized by Google

Aber sie fiel ihm ins Wort.

„Nicht so! Hier ist kein Krieg. Ich bin die Frau Assessorin."

Und er dankte der Frau Assessorin.

Der Domherr und die Frau gingen in das Haus.

Der Kellner wollte ihnen folgen. Er wurde angehalten.

„Kellner!"

„Der fremde Herr rief es. Er stand wieder in dem Eingange der Laube.

Er sah den Kellner mit einem sonderbar forschenden Blicke an. Seine Augen waren schon der jungen Frau, die mit dem Domherrn in das Haus ging, mit einem so besondern Ausdrucke gefolgt.

„Was befehlen der Herr?" fragte der Kellner.

„Meinen Bedienten hierher rufen!"

Weiter hatte der Fremde nichts zu befehlen.

„Mich darum so sonderbar anzusehen!" meinte der Kellner.

Er ging in das Haus, den Bedienten zu rufen. Dann kehrte er in den Garten zurück.

Er konnte die Ankunft seiner Braut kaum erwarten.

Henriette Brand war nicht mehr Kellnerin.

Der Kellner Louis oder vielmehr der preußische Lieutenant Louis Becker hatte niemals daran gedacht, in sei-

Digitized by Google

ner Uniform und mit seinen Orden auf der Brust zu seinem alten Gewerbe zurückzukehren. Hatte er einmal dem General von Taubenheim etwas der Art gesagt, so hatte er diesem eben zeigen wollen, wie damals in gewissen Kreisen Berlins der preußische Landwehroffizier geschätzt werde. Er konnte, da für ihn kein Amt da sein sollte, um als ehrlicher Mensch zu existiren, nur seine frühere Beschäftigung wieder aufnehmen. Aber von dem ersten Augenblicke an hatte sein Vorsatz festgestanden, niemals dadurch seinen Stand, der für ihn ein doppelt ehrenwerther war, in irgend einer Weise zu compromittiren. Er suchte daher keinen Dienst in Preußen, wo er leicht als Offizier hätte erkannt werden können. Er beschloß, in das Ausland zu gehen.

Als er diesen Entschluß seiner Braut mittheilte, hatte diese sofort ein Unterkommen für ihn. Der Restaurateur, in dessen Dienste sie stand, hatte sein eigentliches Geschäft in Kassel und nur für die Badesaison die Restauration in der Sägemühle bei Hofgeismar übernommen. Der Kellner Louis war nach Kassel gekommen, während Henriette in der Sägemühle blieb. Zum Herbst sollte nun auch Henriette nach Kassel zurück.

Da hatte aber die Frau Karoline Friedrichs Widerspruch eingelegt.

„Das taugt nichts, daß Ihr beide als Brautleute in

Digitized by Google

demſelben Hauſe ſeid. Es taugt überhaupt für eine Frau, die künftig einmal eine tüchtige Hauswirthin und eine ordentliche Frau werden will, nicht, wenn ſie in ihrem Leben nur Kellnerin geweſen iſt. Ich habe daher einen Vorſchlag für Sie, mein Kind. Ich bin nun die Frau Aſſeſſor in Warburg und kann nur noch höchſtens alle acht Tage einmal nach Ovelgönne hinauskommen, muß dort alſo eine tüchtige und treue Perſon haben, die für mich die Aufſicht führen und auf die ich mich verlaſſen kann."

Henriette hatte zwar ihrerſeits widerſprechen wollen, indeß nur, weil ſie ſich nicht ſoviel zutraue, einer ſo großen Wirthſchaft, wie auf Ovelgönne, vorſtehen zu können. Allein die Frau Aſſeſſor hatte nicht nachgegeben.

So war die hübſche vormalige Kellnerin Henriette Brand jetzt Wirthſchafterin auf Ovelgönne.

Ihren Platz auf der Dählheimer Sägemühle nahm aber in dieſer Badeſaiſon ihr Bräutigam Louis Becker ein.

Einmal in der Woche ſahen ſie ſich; der Kellner kam nach Ovelgönne oder die Wirthſchafterin zu der Sägemühle; freilich konnten ſie nur eine kurze Zeit, manchmal kaum eine halbe Stunde beiſammen ſein.

Heute ſollten ſie auf längere Zeit zuſammen ſein.

Der Kellner Louis blickte ſehnſüchtig zu dem Berge hinauf, über den das Mädchen kommen mußte.

Digitized by Google

Der fremde Herr in der Laube hatte unterdeß seinem Bedienten einen Befehl gegeben. Der Bediente war in das Haus geeilt. Gleich darauf war aus diesem ein zweiter älterer Herr zu dem ersten in die Laube gegangen. Es war ein feiner, nicht gerade großer Herr, von etwas gebückter Haltung; man glaubte gleichwohl ihm den Soldaten anzusehen.

Beide Herren blieben in der Laube.

Der Kellner aber erhielt Gesellschaft.

„Hol' über!" hatte es am jenseitigen Ufer der Diemel gerufen.

Der Fährkahn hatte einen jungen Menschen herübergeholt.

Der Kellner kannte ihn.

„Bernhard!"

„Herr Becker!" sagte der Bursche.

Er durfte es sagen.

„Herr Becker, was macht die Kranke?"

Es war auch die erste Frage des Burschen.

Der Kellner theilte ihm mit, daß es nicht gut um die Kranke stehe.

Bernhard machte ein bedenkliches Gesicht zu der Nachricht.

„Der Herr Mahlberg will zu ihr. Er will sich nicht mehr zurückhalten lassen. Und der Herr von Schilden ist auf dem Wege hierher."

Digitized by Google

„Und wo ist der Herr Mahlberg?“ fragte der Kellner.

„Drüben im Berge mit dem Herrn Baron. Ich habe sie in einer Schlucht verborgen.“

„Und wo ist der Herr von Schilden?“

„Er muß bald hier sein. Ich war die Nacht im Gebirge, um mich nach ihm umzusehen. Er hatte seine Leute nach allen Richtungen ausgesandt, um die Spur des Domherrn und der Kranken zu suchen. Gegen Morgen hatten sie sie gefunden; ein Wagen mit zwei Herren und einer kranken Frau war zwischen Karlshafen und hier über die Diemel gesetzt und dann in der Richtung nach Hofgeismar oder hierher weiter gefahren. Ein Gensdarm jagte mit der Nachricht sofort nach Karlshafen, wo der Herr von Schilden darauf wartete. Vor zwei Stunden kann er sie erhalten haben. Ist er dann sogleich abgereist, so kann er in einer halben Stunde hier sein.“

„Weiß der Herr Mahlberg das Alles?“ fragte der Kellner.

„Ich mußte es ihm mittheilen.“

„Und er will dennoch hierher? Er wird auf der Stelle wieder gefangen genommen werden.“

„Das sagte ihm auch der Herr Baron. Aber er erwiderte ihm, er habe sein Ehrenwort gegeben, seine Frau nicht zu verlassen; um so mehr müsse er bei ihr sein, wenn der Herr von Schilden komme.“

Digitized by Google

„Und wenn er nun erst wüßte, wie der Zustand der Kranken sich verschlimmert hat!“

„Hören Sie, Herr Becker, stirbt die Frau, so nimmt er sich das Leben. Es sei sein Tod, das hat er mehrmals zu dem Herrn Baron gesagt. Wenn ich ihm die Nachricht bringe —“

„Sprich mit dem Domherrn“, sagte der Kellner zu dem Burschen.

Bernhard ging in das Haus.

Von Hofgeismar her hörte man den Trab mehrerer Pferde näher kommen. Wenige Augenblicke darauf sprengte ein einzelner Reiter in die Schlucht; drei andere folgten ihm.

Alle vier waren Offiziere.

Der erste stieg am Hause ab, warf einem Hausknecht die Zügel seines Pferdes zu, erblickte den Kellner.

„Louis!“ rief er.

„Herr Lieutenant?“

„Louis, ich bin der Graf Thalhausen.“

„Aber der Herr Graf tragen die Lieutenantsuniform.“

„Was verstehst Du davon?“

Der Graf Thalhausen hatte ganz die kräftige Figur eines derben Kürassieroffiziers; sein Wesen war etwas mehr als derb. Es gibt Cavallerieoffiziere, die ihre Erziehung

Digitized by Google

im Pferdestalle erhalten zu haben scheinen. Gegen den Kellner schien er geflissentlich übermüthig zu sein.

In dem Gesichte des Kellners konnte man schon bei dem ersten Anblick des Grafen eine gewisse Verstimmung lesen. Er antwortete dann dem Grafen zwar mit vollkommener äußerer Höflichkeit, aber man sah deutlich, wie er sich Zwang dabei anthun mußte.

Die Beiden mußten entweder schon früher etwas mit einander gehabt haben, oder sie hatten von ihrem ersten Begegnen an instinktmäßig eine Abneigung gegen einander gefühlt.

„Was befehlen der Herr Graf?" fragte der Kellner mit jener Höflichkeit.

„Chocolade."

„Sogleich."

„Louis!"

„Herr Graf!"

„War der Graf Westernitz schon hier?"

„Nein, Herr Graf."

Der Graf Thalhausen ging auf die Laube zu, in der die beiden fremden Herren sich befanden.

Der Kellner Louis ging zu dem Hause, um die Chocolade zu besorgen.

Als der Graf in die Nähe der Laube kam, blieb er stehen; er sah, daß sie schon besetzt war.

Digitized by Google

„Louis!“ rief er wieder.

Auf den Ruf ſtand auch der Kellner.

„Herr Graf?“

„Wer iſt in der Laube?“

„Zwei Herren.“

„Wer ſind ſie?“

„Ich weiß es nicht, Herr Graf.“

„Louis, ſage den Herren, daß ſie Platz machen. Die Laube gehört uns.“

„Ihnen, Herr Graf?“

„Schlingel!“ fuhr der Graf auf.

Die Frage des Kellners hatte ihn allerdings verletzt.

Der Kellner wurde blaß, als das Schimpfwort ſein Ohr erreichte. Es zuckte in ihm auf.

„Chocolade!“ riefen ihm in demſelben Augenblicke die drei andern Offiziere zu, die gleichfalls am Hauſe abgeſtiegen waren und ihre Pferde dem Hausknecht übergeben hatten.

Und in der Sekunde darauf ſah der Kellner eine freundliche Mädchengeſtalt vom Berge in das Thal niederſteigen.

Er eilte in das Haus, die Chocolade für die Offiziere zu beſtellen.

Die drei zuletzt angekommenen Offiziere begaben ſich zu dem erſten.

Digitized by Google

„Was hatteſt Du mit dem Menſchen, Thalhauſen?“

„Ei, der freche Burſche!“ rief noch zornig der Graf Thalhauſen. „Gibt er mir noch einmal eine ſolche Antwort, ſo wird er meine Klinge fühlen.“

„Hm, Thalhauſen, gegen uns iſt er immer höflich! Nur Ihr beiden ſeid keine Freunde.“

Der Graf Thalhauſen fuhr von neuem auf.

„Spare Deine Worte, Freund Homberg. Ich bin nie der Freund eines Kellners, der mir aufwartet.“

„Was hatteſt Du mit ihm? Erzähle.“

„In unſerer Laube ſitzen Fremde. Ich verlangte von ihm, er ſolle ſie hinausweiſen. Da meinte er, ob die Laube uns gehöre.“

„Das war impertinent.“

„Und die Laube gehört uns; wir trinken jeden Morgen unſere Chocolade darin.“

„Und wir werden ſie auch heute wieder in Beſitz nehmen.“

„Verſteht ſich.“

Sie gingen alle vier zu der Laube.

Aber auch ſie alle vier kamen nicht weiter als in ihre Nähe.

In dem Eingange ſtand ein kleiner alter Herr; er ſtand zwar etwas gebückt, aber er ſah die jungen Herren ſo ruhig, ſo durchdringend und ſo vornehm an.

Digitized by Google

Sie kehrten still um, auch der Graf Thalhausen. Sie setzten sich an einen andern, entfernten Tisch.

Dort erst sprachen sie, leise genug.

„Teufel, wer war das?"

„Er sah uns verdammt stolz an."

„Er maß uns förmlich von unten bis oben."

„Mich dünkt, ich hätte ihn schon einmal gesehen."

„Und mich dünkt etwas Anderes. Trug er nicht um den Hals den Orden pour le mérite? Er hatte den Rock zugeknöpft — ich konnte nicht recht sehen —"

„Teufel, und nun meine ich auch ihn zu kennen. Hat einer von Euch den General Witzleben gesehen?"

„Bist Du toll, Homberg?"

„Antwortet. Kennt ihn einer von Euch?"

„Nein! Aber Witzleben ist ja der Adjutant des Königs."

„Eben darum!"

„Du meinst, auch der König sei hier?"

„Wenn es der General Witzleben war! Sah keiner den Zweiten in der Laube?"

„Jener hatte sich vor ihn gestellt."

„Ganz als wenn man ihn nicht sehen sollte."

„Eine Bestätigung meiner Vermuthung!"

„Aber wie sollte der König hierher kommen? Und ohne daß irgend ein Mensch davon weiß?"

Digitized by Google

„Haſt Du noch nie gehört, daß Könige incognito reiſen können?“

„Wir müſſen es heraushaben. Homberg, Du weißt Alles, Du mußt auch dies wiſſen. Du biſt zu dem zweiten Obriſtlieutenant von Treskow geboren.“

„Aber wie erfahren?“ ſagte der Herr von Homberg. „Ich kann doch nicht in die Laube gehen und fragen: Entſchuldigen Sie, meine Herren, ſind Sie Seine Majeſtät der König und Seine Excellenz der General von Witzleben?“

„Das Wie iſt Deine Sache, Homberg. Gehe ins Haus. Wirthe ſind neugierig.“

Der Herr von Homberg ging in das Haus.

Den Andern fiel dann etwas Anderes ein.

„Der Louis läßt uns heute lange auf unſere Chocolade warten.“

„Ich ſagte es Euch ja, der Burſche wird impertinent.“

Der Graf Thalhauſen ſagte das.

Aber es wurde ihm widerſprochen.

„Er iſt immer höflich gegen uns, Thalhauſen.“

„Ihr ſeht ihm zuviel nach.“

„Und immer aufmerkſam und zuvorkommend.“

„Wenn es heißt: Lieber Louis hier, beſter Louis da!“

„Er hat nur etwas Apartes! Man meint, er ſei mehr als ein gewöhnlicher Kellner.“

Digitized by Google

„Wer die Kellnerjacke trägt, ist Kellner, und Kellner ist Kellner. Aber zum Teufel", unterbrach der Graf Thalhausen sich selbst, „steht der Bursche nicht da hinten und schwatzt, anstatt uns zu bedienen?"

„Wahrhaftig! Und gar mit einem sehr hübschen Mädchen."

„Es scheint ein allerliebstes Kind zu sein!"

„Da muß ich hin. Ich werde dem Burschen den Kitzel austreiben."

„Geh nicht, Thalhausen. Wer weiß, wer in der Laube sitzt."

Der Herr von Homberg kam aus dem Wirthshause zurück.

„Nun, Homberg?"

„Drei österreichische Offiziere! Graf Wrbna, Herr von Przmisl — der Kukuk mag die Namen aussprechen können."

„Also Halters! Immer langsam voran, daß die [illegible]ische Landwehr nachkommen kann!"

„Sprecht nicht so laut! Die Oesterreicher waren unsere braven Kameraden!"

„Bah! Wenn es einmal gegen sie geht, sind wir in vierzehn Tagen in Wien!"

„In acht, Klasewitz!"

Der Graf Thalhausen war aufgestanden.

Digitized by Google

Er ging nach der Gegend, in der die Herren den Kellner Louis mit einem hübschen Mädchen hatten sprechen sehen.

„Wenn der Thalhausen nur keinen dummen Streich macht! Er hat nun einmal etwas gegen den Kellner, und da kennt er keine Rücksichten.“

„Viele Rücksichten kennt unser Graf Thalhausen überhaupt nicht.“

Gehen wir dem Grafen, der in der That nicht viele Rücksichten zu kennen schien, einige Schritte voraus.

Als der Kellner Louis in das Haus ging, die Chocolade für die vier Offiziere zu bestellen, hatte er in demselben Augenblicke ein freundliches Mädchen den Berg herunterkommen sehen, über den der Weg nach Ovelgönne in die Schlucht führte. Der Kellner war in kaum einer Minute wieder zurück; er wollte dem Mädchen entgegengehen.

Sie winkte ihm schon von weitem, er solle bleiben. Er stellte sich hinter einen Fliederstrauch, sie zu erwarten.

Sie kam bald, aber nicht mit derselben Freude in dem hübschen Gesichte.

„Steht es wirklich so schlecht mit der armen Frau?“

„Der Arzt fürchtet Alles.“

„O Louis, wenn sie doch zu retten wäre! Sie hatte

Digitized by Google

das Ende der schwersten Unglücks- und Leidenzeit erreicht. Sie hatte sich so heldenmüthig das neue Glück erkämpft. Sie sollte nur das Grab erreichen? Man sagt es oft im Leben, wenn der Mensch sein ganzes Dichten und Trachten auf ein Ziel gerichtet habe, und wenn er nun unmittelbar vor diesem stehe, so habe er eben nur den Tod erreicht; man solle sich auf nichts freuen."

Sie sprach es so traurig.

„Aber, Henriette", meinte der Kellner, „so dürften wir beide uns nicht auf unsere Vereinigung freuen."

„Dürfen wir, Louis? Ich wollte mich gestern Abend noch so recht freuen. Ich hatte eine Nachricht erhalten, eine wichtige Nachricht für uns — ich konnte die ganze Nacht nicht darüber schlafen, ich machte einen Plan nach dem andern. Ich wollte heute Nachmittag zu Dir herüber. Da kommt mit dem Anbruch des Tages der Bote des Domherrn und bringt die Schreckensnachricht von der armen Frau Mahlberg. Ich habe eine solche Angst seitdem — ich kann es Dir nicht sagen."

„Welche Nachricht hattest Du gestern Abend erhalten, Henriette?"

„Der König kommt hierher."

„Wie käme der König hierher?"

„Ich kann Dir auch das sagen. Der Inspector von Ovelgönne war in Warburg gewesen. Da hatte er es

Digitized by Google

gehört. Die großen Herren haben auch ihre Last und ihre Leiden. Die Schwester des Königs ist die Kurprinzessin. Der Kurprinz — er hat vor ein paar Jahren eine Mamsell aus Berlin mitgebracht, und seitdem geht er mit seiner Frau um, wie ein Mann nicht mit seiner Frau umgehen sollte. Neulich bei Tafel hat er sie sogar etwas sehr schlimm behandelt. In Kassel spricht man laut davon. Da hat nun die arme brave Frau an ihren Bruder, den König, geschrieben, und der König ist gekommen, um mit seinem Schwager ein ernstes Wort zu sprechen. Damit es aber nicht bekannt werde, hat er den Kurprinzen hierher zu der Sägemühle beschieden, die er noch von einem frühern Aufenthalte in Hofgeismar kennt. Die beiden Herren kommen hier ganz incognito zusammen. Und darum, Louis, sprechen wir davon auch nicht weiter."

Auf einmal mußten sie aufblicken.

„Was war das?"

„Wo?"

„Dort in der Laube."

„Herr des Himmels!" rief der Kellner.

„Was hast Du, Louis?"

Schon bald nach der Ankunft des Mädchens war in der Laube, in deren Nähe das Paar hinter dem Fliederstrauche stand, eine leichte Bewegung laut geworden. Die

Digitized by Google

beiden jungen Leute hatten sie nicht gehört. Sie hatten sich auch in dem Eifer ihres Gesprächs nicht umgesehen, und so war es ihnen entgangen, daß einer der beiden Herren in der Laube vorn im Eingange erschienen war. Es war nicht der kleinere, der bei dem Nahen der vier jungen Offiziere vorhin vorgetreten war, den andern durch seine Gestalt verdeckt und durch seinen kalten und vornehmen Blick die vier jungen Herren in die Flucht geschlagen hatte. Der große, stattliche, so einfache und doch so ganz besonders vornehme Herr stand da, schaute nach dem hübschen, so innig an fremdem Leide Theil nehmenden Mädchen auf, und sein eigenes mildes und schwermüthiges Gesicht zeigte nicht mindere Theilnahme für das Mädchen. Da hörte er, wie sie auf einmal von der Ankunft des Königs sprachen, und mit einer unwillkürlich raschen Bewegung war er im Innern der Laube verschwunden. Als das Mädchen das Geräusch hörte und sie dann beide nach der Laube blickten, sahen sie nichts mehr von ihm.

Dem Kellner war doch plötzlich ein Blitz durch den Kopf und ein Stich durch das Herz gefahren.

„Herr des Himmels!“ mußte er ausrufen. „Was ich habe, Henriette?“

Er zeigte nach der Laube.

„Dort!“

Digitized by Google

„Was ist dort?"

Er wollte es ihr sagen.

Er konnte nicht dazu kommen.

Der Graf Thalhausen stand vor ihm.

„He, mein Bursche, bedient man so seine Gäste? Im Augenblick marschire Er auf seinen Posten und hole Er unsere Chocolade."

Der Graf sprach es laut, in seinem ganzen Uebermuth, mit dem vollen Hohn seines Uebermuths.

Der Kellner wurde kreideweiß. Er machte eine heftige Bewegung; er wollte gegen den Grafen vortreten.

Das Mädchen hielt ihn zurück.

„Louis!" rief sie bittend.

Der Graf hatte einen Augenblick überrascht gestanden. Das Drohende in den Gesichtszügen, in den Bewegungen des Kellners, eines Kellners, war ihm wohl unbegreiflich gewesen. Als er nicht mehr daran zweifeln konnte, erregte es seinen Zorn.

„Flegel", rief er, „Er untersteht sich, mir zu drohen?"

Der Kellner hatte sich gefaßt.

„Mein Herr, Sie werden weiter von mir hören. Komm, Henriette!"

Er hatte vollkommen ruhig gesprochen.

Ebenso ruhig ging er mit dem Mädchen zu dem Hause.

Digitized by Google

Der Offizier kehrte zu seinen Kameraden zurück. Auf dem Wege war er noch unter dem Eindrucke seiner Ueberraschung, aber einer zweiten über die letzten Worte und die sonderbare Ruhe des Kellners. Er war fast betreten. Bei den Freunden aber hatte er seinen Uebermuth wieder.

„Der Bursche wird uns nicht wieder warten lassen. Dem habe ich einmal seinen Standpunkt klar gemacht und in Gegenwart seines Schätzchens."

Dann wurde er doch wieder still.

Die Herren mußten zwar auf ihre Chocolade nicht warten, aber der Kellner Louis brachte sie ihnen nicht; ein Knecht des Hauses kam damit.

„Warum kommt der Louis nicht?" rief zwar der Graf.

Der Knecht konnte nur antworten, daß er es nicht wisse.

Aber da fragte der Herr von Homberg:

„Thalhausen, was hast Du mit dem Louis gemacht?"

Und der Graf wurde still und dachte nach.

In der Laube, in der die beiden ältern Herrn sich befanden, war unterdeß Folgendes vorgefallen.

Der große, stattliche Herr war rasch von dem Eingange in das Innere der Laube zurückgekehrt.

„Hm, Witzleben, haben gehört?"

Digitized by Google

„Zu Befehl, Majestät.“

Die Offiziere hatten sich also in ihrem ersten Gedanken nicht geirrt.

„Wir sind verrathen, Witzleben.“

„Wahrscheinlich wieder einmal durch den übergroßen Eifer eines Landraths.“

„Landräthe in der Regel dumm!“

Witzleben widersprach nicht.

Der König liebte keinen Widerspruch, zumal wenn er verdrießlich war. Witzleben wußte das. Der König war verdrießlich.

Aber nicht ganz. Er dachte auch an etwas Anderes.

„Hat Pläne gemacht, das Mädchen“, fuhr er fort. „Als sie von meiner Ankunft hörte. War eine wichtige Nachricht für sie — und für den Kellner. Ist ihr Geliebter. Was für Pläne? Warum ich wichtig für sie? Witzleben, warum antworten nicht?“

Witzleben wollte antworten — wohl daß er keine Antwort habe.

In demselben Augenblicke hörte man draußen an dem Fliederbusch die höhnische Stimme des Offiziers: He, Bursche, bedient man so seine Gäste?“

„Was ist das?“ sagte der König, und als er weiter gehört hatte, las man in seinem stillen Gesichte mehr und mehr den Ausdruck einer großen Entrüstung.

Digitized by Google

„Einer meiner Offiziere benimmt sich so? Ungesittet! Ungesittet! Ich will gesittete Offiziere in meiner Armee haben. Wie heißt der Offizier, Witzleben?"

„Seine Kameraden nannten ihn Graf Thalhausen, Majestät."

„Den Namen sich notiren. Ist Graf und benimmt sich so! Und gegen einen Kameraden!"

„Majestät wollen aber gnädigst erwägen, daß er ihn für einen Kellner hielt."

„Einerlei! Offiziere sollen sich gegen Jedermann anständig betragen. Oder meinen, weil nur Landwehroffizier sei?"

„Gott behüte mich! Majestät wissen, wie sehr ich die Landwehr hochachte."

„Ich auch! Landwehr hat Vaterland gerettet. Kellner soll Satisfaction haben. Und nicht mehr Kellner sein. Zu ihm gehen, Witzleben! Mit ihm sprechen. Auch fragen nach den Plänen des Mädchens wegen meiner Ankunft."

Da hatte der Herr von Witzleben doch einen Widerspruch.

„Es würde das Incognito Eurer Majestät verrathen."

Der König hatte in seiner Guthmüthigkeit nicht daran gedacht.

Digitized by Google

„Später alſo. Aber nicht vergeſſen!“

Dann fiel ihm etwas Anderes ein.

„Aber den Leibarzt zu der kranken Frau ſchicken! Wird zwar wohl die Frau ſein, die den Demagogen aus Köpenik befreit hat, und Herr von Kamptz ſagt, Demagogen ſeien Hochverräther. Aber glaube nicht recht daran und fürchte ſie nicht. Und Frau iſt brave Frau; hat ihr Leben für ihren Mann eingeſetzt; muß gerettet werden. Kommen, Witzleben!“

Sie verließen die Laube.

Sie verließen ſie ungeſehen. Die Offiziere waren gerade im eifrigen Geſpräch über das Rencontre des Grafen Thalhauſen mit dem Kellner.

Auf zwei Seiten der Dahlheimer Schlucht war es unterdeß lebendig geworden.

Vom Bade Hofgeismar her war eine Equipage angekommen, in der ein ſtattlicher Herr und eine ſchöne junge Dame ſaßen. Der Herr ſah etwas mißmuthig aus, die Dame deſto glücklicher.

An ihrer Seite neben dem Wagen ritt ein junger Offizier in der reizenden, knappen Uniform eines Huſarenrittmeiſters. Die ſchöne Dame unterhielt ſich angelegentlich mit ihm.

Der Wagen hielt einige Schritte vor dem Wirthshauſe an einem kleinen Gebüſch.

Digitized by Google

Der Offizier war vom Pferde gesprungen, hob die Dame aus dem Wagen und gab ihr seinen Arm.

„Sie haben hier Geschäfte, lieber Schilden, wie mir Ihre Frau Gemahlin sagt?“

Der Herr von Schilden wagte nicht, einen zornigen Blick auf seine Frau zu richten.

„Ich werde sehr bald fertig sein“, sagte er.

„Uebereilen Sie sich nicht!“

Damit ging der Graf Westernitz mit der schönen Frau nach dem Hause hin und ließ den Herrn von Schilden allein.

Der Geheimrath ließ jetzt seinem Zorne den Lauf; er stampfte die Erde.

Und er hatte eine kleine Armee aus der Erde gestampft.

Aus dem Gebüsche sammelten sich vier preußische Gensdarmen und ein hessischer Wachtmeister der Landdragoner um ihn.

Sie erwarteten seine Befehle.

Der Geheimrath ertheilte ihnen diese.

„Sie vier“, sagte er zu den Gensdarmen, „stellen sich an den vier Seiten des Hauses auf und bewachen die Ausgänge. Einen Verdächtigen, der hinauswill, halten Sie an. Sie stellen sich so auf, daß Sie Alles beobachten können, aber selbst gar nicht oder möglichst wenig gesehen werden. Sie, Herr Wachtmeister, begleiten mich in das Haus.“

Digitized by Google

Die Gensdarmen wollten sich vertheilen.

„Halt!“ befahl ihnen der Geheimrath plötzlich.

Am andern Ufer der Diemel, oben nach der Fährstelle hin, war etwas laut geworden.

„Hol' über!“ rief leise eine Stimme.

Der Herr von Schilden stutzte; es wurde so geflissentlich leise gerufen; die Stimme schien ihm bekannt zu sein.

„Warten wir ab, wer da kommt“, sagte er zu seiner Umgebung.

Noch ein Anderer hatte die Stimme drüben gehört, und er hatte sie bestimmt erkannt.

Der Bursche Bernhard eilte zu der Fährstelle, sprang in den Kahn, ruderte zum andern Ufer.

Zwei Herren stiegen dort in den Nachen.

Der Bursche ruderte mit ihnen zurück, stieg mit ihnen ans Land.

In dem Gesichte des Herrn von Schilden glänzte die helle Freude.

Wie mancherlei Freude hebt die Brust des Menschen und glänzt hell in seinen Augen!

„Der Hochverräther selbst!“ sagte der Herr von Schilden zu seinen Leuten. „Er läuft uns gerade in die Hände!“

„Wer von den Beiden ist es?“ fragte der hessische Wachtmeister.

Digitized by Google

„Der Größere, mit dem etwas lahmen Fuße. Aber der Andere ist sein Complice. Wir verhaften sie beide. Sie gehen auf das Haus zu. Wenn sie hineingehen, haben sie sich uns überliefert. Sie gehen hinein! Wir haben sie. Unser Plan bleibt derselbe. Auf Ihre Posten, Gensdarmen! Herr Wachtmeister, folgen Sie mir!"

Die Gensdarmen begaben sich auf ihre Posten. Der Geheimrath von Schilden, von dem hessischen Wachtmeister gefolgt, ging nach dem Hause.

Der Herr Mahlberg und Gisbert von Aschen waren in das Haus gegangen.

Der Domherr trat ihnen entgegen. Er hatte sie ankommen sehen.

„Sie dürfen in diesem Augenblicke nicht zu Ihrer Frau, Herr Mahlberg. Sie wacht, aber sie ist sehr schwach. Ihr Anblick könnte eine Katastrophe herbeiführen."

Dann wandte er sich an seinen Neffen.

„Wolltest Du mit Herrn Mahlberg in das Krankenzimmer?"

„Es war meine Absicht, Onkel."

„Gisbertine ist da."

„Weiß sie, daß ich hier bin?"

„Nein."

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

„Würde sie bleiben, wenn ich eintrete?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe kein Wort mit ihr über Dich gesprochen. Aber ich habe einen Auftrag an Dich."

„Von wem?"

„Von Deinem alten Kameraden Louis Becker. Er ist Kellner hier und hat einen Ehrenhandel bekommen, in den er Deines Rathes und Beistandes bedarf. Er hatte sich an mich gewandt, aber die Kirche verdammt das Duell, und zum Duell wird es vielleicht kommen. Da erscheinst Du zur rechten Zeit."

„Und mein Rath und mein Beistand sollen dem braven Mann werden."

Louis Becker kam.

„Ich führe Sie unterdeß nach oben zu dem Arzte", sagte der Domherr zu Mahlberg.

Die Beiden entfernten sich.

Becker erzählte dem jungen Freiherrn sein Rencontre mit dem Grafen Thalhausen.

„Ich muß Genugthuung haben", schloß er.

„Und Du sollst sie haben. Ich gehe auf der Stelle zu dem Grafen."

„Und was wolltest Du ihm sagen, mein Freund?"

Der Domherr war zurückgekehrt. Er fragte es seinen Neffen.

Digitized by Google

„Der Graf soll sich mit mir schlagen."

„Nein, nein", rief der Lieutenant Becker. „So war es nicht gemeint. Er soll sich mit mir schlagen."

„Und so ist es auch nicht gemeint", sagte der Domherr. „Ich dachte wohl, daß Ihr beide dumme Streiche machen würdet; daher beeilte ich mich zurückzukommen. Das Duell ist eine Ehrensitte, unter Umständen eine Ehrenpflicht. Jede Sitte, jede Pflicht beruht auf Herkommen oder Convention. So auch das Duell. Es besteht nur für Stände und Klassen, die sich gegenseitig in Beziehung auf Ehre als ebenbürtig, die sich als satisfactionsfähig anerkennen. Daher schlug früher der Adel sich nur mit dem Adel. Die Zeit ist vorüber. Es gibt keinen Adelsstand mit Privilegien mehr, auch nicht mit Ehrenprivilegien. Der Adel mag nicht heruntergekommen sein, aber das Bürgerthum ist heraufgekommen. Bildung, Erziehung, Glücksgüter, gesellige Talente sind jetzt bei beiden Ständen gleich; so haben beide Stände in der Gesellschaft sich verschmolzen, so müßten sie auch in Beziehung auf Ehre und Ehrenhaftigkeit sich gegenseitig anerkennen. Jener Unterschied zwischen Adel und Bürger ist also beseitigt. Aber nicht überhaupt, nicht allgemein, sondern eben nur so weit, als jene Bedingungen der Ausgleichung bestehen. Und sie bestehen nur beschränkt. Wie ein Adliger sich selbst nicht mit einem Adligen schlagen

Digitized by Google

würde, der in irgend einer Weise seiner Ehrenhaftigkeit sich entäußert hat, durch Bruch des Ehrenworts, durch Uebernahme eines Bordells, durch Anderes; wie der Student sich mit keinem Knoten duellirt, der Offizier nicht mit dem Juden, von dem er gegen Pfand oder Wucherzinsen geliehen hat, so — mein junger Freund, Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, ich pflege immer die Wahrheit zu sagen, wo sie nöthig ist, sollte sie auch dem, der sie hört, bitter sein — bitter dem Mund, ist dem Herzen gesund, nach einem alten Sprichwort — so schlägt sich auch kein Offizier und kein Student mit dem Kellner, der ihm aufwartet, der, wenn er zu einem ebenbürtigen Stande gehörte, sich selbst degradirt hat. Und das, mein junger Freund — Ruhig, Gisbert, ich weiß, was Du mir sagen willst — unser Freund hier habe jetzt die Kellnerjacke wieder ausgezogen, sei in diesem Augenblicke wieder Offizier, ebensowohl wie der Graf Thalhausen. Nicht wahr, das wolltest Du sagen?

„Das wollte ich sagen, Onkel, und dabei, daß der Graf, wenn er jetzt erfährt, daß der von ihm Beleidigte Offizier war, die Beleidigung zurücknehmen oder sich schlagen muß."

„Und auch so bist Du noch im Unrecht, Freund Gisbert. Eine Beleidigung ist nur dann eine Duellbeleidigung, die durch einen Zweikampf gesühnt werden muß,

Digitized by Google

wenn sie im Bewußtsein jener Ebenbürtigkeit zugefügt war, wenn wenigstens der Beleidiger es auf diese ankommen ließ. Das war hier nicht der Fall. Unser junger Freund hatte sich einmal, allerdings aus dem ehrenwerthesten Motive, aus einem Motive, das ihm die erste Bürgerkrone der Welt einbringen sollte, aber er hatte sich einmal zum Kellner degradirt, und so wie Alles, was er in seinem angenommenen Stande that, nur der Kellner, nicht der Offizier that, so traf auch Alles, was ihm so geschah, nur den Kellner, und der Offizier kann nichts davon wissen, und der Graf Thalhausen kann und muß auf Deine Alternative antworten, und ich selbst würde Dir die Antwort geben: Ich kenne keinen Lieutenant Becker; ich habe nie mit einem solchen Herrn etwas zu schaffen gehabt, nur ein Wort gewechselt; will der Kellner Louis von mir beleidigt sein, so mag er gegen mich eine Injurienklage anstellen. Meine Logik gefällt Euch nicht?"

„Sie überzeugt uns nicht."

„Weil sie Euch nicht gefällt!"

„Wir sollen also für die freche Beleidigung, für die absichtliche Beschimpfung gar keine Genugthuung verlangen können?"

„Für die empfangene nicht, aber für eine noch zu empfangende."

Digitized by Google

„Onkel Florens, ich verstehe Dich nicht."

„Höre mir zu. Bei der Beleidigung war ein Zeuge zugegen, ein Zeuge gar, dessen Gegenwart auch dem feigsten und ehrlosesten Lump das Blut der Scham und des Zorns in das Gesicht treibt, die Geliebte, die Braut. Unser Freund darf die Beschimpfung, die er in ihrer Gegenwart erlitt, nicht auf sich sitzen lassen, ohne vollständige Satisfaction oder ohne Blut zu sehen. Nun ist meine Meinung, Du gehst zu dem Grafen Thalhausen, und sagst ihm einfach: Mein Herr, der Kellner Louis ist der Lieutenant Becker, Offizier des Königs wie Sie und Ritter von Tapferkeitsorden, was Sie nicht sind. Sie haben den Kellner Louis heute beleidigt. Werden Sie mir jetzt die Erklärung geben, daß Sie, wenn Sie den Offizierscharakter des Herrn Becker gekannt hätten, sich keine beleidigende Aeußerung gegen ihn würden erlaubt haben, und werden Sie ihn demnach nunmehr nach wie vor für einen ehrenwerthen, Ihnen an Ehre gleich stehenden Kameraden halten? Sagt er ja, was wollt Ihr beiden mehr? Sagt er nein oder macht er Winkelzüge, so hat er dann den Lieutenant Becker beleidigt, und der Lieutenant Becker schlägt sich zuerst mit ihm, und käme ein Unglück über ihn und Du müßtest den Freund rächen, so — aber wenn wir beide auch denselben stolzen Namen eines alten edlen Geschlechts führen, ich gehöre

Digitized by Google

zur Kirche. Habt Ihr noch Einwendungen, Ihr jungen Herren?"

„Nein, Herr Domherr."

„Nein, Onkel Florens. Du triffst doch immer das Richtige."

„So gehabt Euch wohl. Doch noch eins. Daß Ihr die Sache nicht an die große Glocke schlagt, versteht sich von selbst. Gisbertine erfährt also auch nichts. Aber was sagt Henriette?"

„Wir haben beide kein Wort weiter über die Sache gesprochen."

„Weil Ihr Jedes wußtet, was zu thun sei, und Ihr Euch das Herz nicht schwer machen wolltet. Nun, ich werde mit dem braven Mädchen reden. — Aber alle Wetter", rief der Domherr dann, „was gibt es denn da oben?"

Da oben war das Zimmer der Kranken.

Gisbert von Aschen verließ das Haus, um mit dem Grafen Thalhausen zu sprechen.

Der Domherr stieg die Treppe hinauf, um zu sehen, was es sei, was er oben gehört hatte.

In dem stillsten, von allem Geräusche entferntesten Zimmer des Hauses war das Krankenbett der verwundeten Frau Mahlberg aufgeschlagen.

Die Kranke war sehr schwach; Blutverlust, Schmerzen,

Digitized by Google

die Strapazen der Reise, Angst und Sorge, so manche andere plötzlich auflodernde, schnell wechselnde Gemüthsbewegung hatten sie hart und schwer mitgenommen; sie lag da, fast wie eine Leiche. Sie war in jenem entsetzlichen Halbschlummer des Schwerkranken, in welchem dieser nur auf Momente der wohlthätigen Bewußtlosigkeit des Schlafes genießt, um sogleich in das furchtbare Bewußtsein der träge dahinschleichenden, bleiern dünkenden Zeit mit ihrer Qual, mit ihrer Beängstigung, mit ihrer Hoffnungslosigkeit zurückgeworfen zu werden.

Der Arzt saß fast angstvoll an ihrem Bette.

Er war ein junger Mann. Er mochte auf der Universität etwas Tüchtiges gelernt haben, aber die Erfahrung fehlte ihm noch, mit ihr die Sicherheit, mit der Sicherheit die Ruhe. Erfahrung, Sicherheit und Ruhe machen zuletzt den Arzt. Er war klar und auf richtigem Wege gewesen, solange der Verlauf des Zustandes der Verwundeten ein normaler war, keine Schwierigkeiten und keine Besorgnisse bot. Als aber dann die plötzlich nothwendig werdende weitere Flucht, die raschen und heftigen Aufregungen der Kranken ihren Zustand unerwartet und schwer verschlimmerten, war er um so mehr rathlos geworden, je mehr er sah, daß ein so Vielen theures Leben in seine Hand gelegt war.

Dem Arzte gegenüber saß Gisbertine, die schöne,

Digitized by Google

launenhafte, widerſpruchsvolle, widerſpenſtige Freifrau von Aſchen. Sie hatte während der Nacht bei der Kranken gewacht, am Morgen ein paar Stunden geſchlafen, dann ſogleich wieder ihren Platz an dem Krankenbette eingenommen. Wie der Arzt angſtvoll, ſo ſaß ſie voll ſchwerer Sorge da. Sie war von der Nachtwache ermüdet; nur die Sorge gab ihrem Geſichte einen lebhaftern Ausdruck. Sie war in ihrer Morgenkleidung, ohne jegliche Kunſt oder Mühe der Toilette. So war Gisbertine ſchöner, als man ſie vielleicht in ihrem Leben geſehen hatte. Sie war ſo echt weiblich ſchön; kein Zug von Launenhaftigkeit, von Widerſpruch, von Trotz zeigte ſich in dem feinen, edlen Geſichte, in dem man neben ſeiner Schönheit nur die Theilnahme und die Sorge ſah. Wohl manche Sorge der Bruſt, des Herzens mochte ſich darin ſpiegeln. Im Angeſicht fremder Leiden, fremden Schmerzes erwacht doppelt der eigene Schmerz über Verlorenes, über Verfehltes, auch über Vorwürfe, die der Menſch ſich ſelbſt zu machen hat.

Gisbertine und der Arzt waren allein bei der Kranken.

Die Frau Aſſeſſor und ihre Wirthſchafterin Henriette — beide waren ſchon dageweſen — hatten ſich auf kurze Zeit entfernt, um unten in der Küche nach der Anweiſung des Arztes ſelbſt für die Kranke Zubereitungen zu treffen.

Digitized by Google

Die Thür des Krankenzimmers öffnete sich leise. Die klugen Augen des Burschen Bernhard blickten hindurch. Er hatte etwas mitzutheilen. Der Arzt hatte ihn nicht sogleich gesehen, aber Gisbertine. Sie stand auf, ging zu dem Burschen hinaus, verschloß die Thür hinter sich. Alles geschah fast unhörbar.

„Was bringst Du, Bernhard?"

„Der Herr Mahlberg ist da und fragt, ob er hineinkommen darf."

„Ich werde den Arzt fragen."

Gisbertine wollte in das Zimmer zurückkehren.

„Der Herr Baron ist auch da, gnädige Frau", sagte der Bursche.

Gisbertine erschrak.

Sie war wohl noch nie erschrocken, wenn von ihrem Manne gesprochen wurde. Sie mußte in besonderer Weise an ihn gedacht haben, auch an ihn, daß es heute der Fall war.

„Hat er gesagt, daß er mit zu der Kranken wolle?" fragte sie.

„Nein. Aber ich dachte es mir."

Gisbertine ging in das Zimmer.

Sie winkte den Arzt vom Bette, damit die Kranke nicht hören solle, was sie ihm zu sagen habe.

„Mahlberg ist da. Darf er hereinkommen?"

Digitized by Google

Der Arzt besann sich.

Die Kranke rief leise:

„Frau von Aschen!“

Gisbertine ging zu ihr.

„Verstand ich Sie recht? Mein Mann ist da?“

Gisbertine hatte doch nicht leise genug gesprochen.

„Er ist da“, sagte Gisbertine.

„Und er will zu mir?“

„Ja.“

„O lassen Sie ihn kommen.“

Der Arzt war an das Bett zurückgetreten.

„Würde es Sie nicht zu sehr aufregen?“ fragte er die Kranke.

„Es wird mich beruhigen“, sagte sie.

Der Arzt stand unschlüssig.

Die Kranke bat Gisbertine durch eine Handbewegung, sich dicht zu ihr zu setzen.

Dann sprach sie ihr in das Ohr:

„Ich muß ihn sehen, sollte es auch mein Tod sein. O könnte ich in seinen Armen sterben!“

„Geben Sie die Erlaubniß, Herr Doctor“, bat Gisbertine den Arzt.

Er machte keine Schwierigkeit mehr.

Er öffnete selbst die Thür.

Mahlberg trat in das Zimmer.

Digitized by Google

Aber er allein, der Freiherr von Aſchen war nicht bei ihm.

Gisbertine hatte ſich verfärbt, als die Thür ſich öffnete. Da ſah ſie Mahlberg allein. Sie biß nicht die Lippen zuſammen, ihre Augen ſprühten keinen Zorn. Der Schmerz umſpielte den leiſe zuckenden Mund.

Sie erhob ſich, um Mahlberg ihren Platz an dem Bette einzuräumen.

Die Kranke durfte, konnte ſich nicht bewegen. Nur mit ihren Augen konnte ſie dem Gatten begegnen. Sie waren ſo krankhaft groß, aber das Lächeln, der Glanz einer überirdiſchen Seligkeit leuchtete darin. So blickte ſie den Gatten an.

Er hatte ihre Hand gefaßt; ſie war ſo mager, ſo lang, er wagte kaum ſie zu berühren; nur ſeine Lippen drückte er darauf.

Der Arzt und Gisbertine hatten ſich an das Fenſter zurückgezogen.

„Wie danke ich Dir, Hermann!“ ſagte die Kranke.

Es war die Seligkeit des Dankes gegen ihn, gegen den Himmel, die in ihren Augen glänzte.

Die Augen des Mannes wurden feucht.

„Ich danke Dir ja Alles, Agathe“, ſagte er. „Mein ganzes Leben ſoll nur der Dankbarkeit gegen Dich gewidmet ſein.“

Digitized by Google

Ihr Blick wurde trüber.

„Meinem Andenken, Hermann. Ich sterbe.“

„Nein, nein! Uns muß das Glück blühen, das Glück des Lebens, der Liebe!“

„Ich hatte es mir auch gedacht“, flüsterte die Frau. „Ich hatte gewagt zu hoffen, wir könnten wieder zusammenleben, ich könne durch das Einsetzen meines Lebens für Dich Deine Liebe, unser Glück wiedergewinnen. Es war ein Wahn. Die Ehe ist etwas gar zu Heiliges. Der Verrath entheiligt sie für immer. Ich muß sterben. Der Himmel fügt es besser, weiser. Ich danke ihm. Ich danke ihm doppelt, da er mir die Gnade gibt, daß Du mir verzeihst, daß ich, versöhnt mit ihm und mit Dir, in Deinen Armen sterben kann.“

„Du wirst leben, Agathe“, wollte er ihr erwidern.

Die Thür des Zimmers hatte sich geöffnet.

Der Domherr war eingetreten.

Dem Domherrn hatte sich unten im Hause ein Fremder genaht.

„Mein Herr, ich erfahre, daß Sie mit einer Schwerkranken hier sind.“

Dem Domherrn sagte sein erfahrener Blick, daß er einen Mann vor sich habe, dem er vertrauen dürfe.

„Es ist so, mein Herr!“

„Man sagt mir auch, daß Sie einen tüchtigen jungen

Digitized by Google

Arzt bei sich haben, der aber bei der Bedenklichkeit des Falls selbst wünscht, einen zweiten Arzt zuziehen zu dürfen."

„Auch dem ist so, mein Herr."

„Darf ich Ihnen meine Dienste anbieten?"

Der Domherr mußte den Fremden doch noch einmal ansehen.

Es war ein Mann etwa in der Mitte der vierziger Jahre. Sein einnehmendes Gesicht zeigte jenen klaren Geist und jenes ruhige Nachdenken, welche vereint zu der sichern Erkenntniß des Erkennbaren führen müssen. Dem entsprach auch die Ruhe und Sicherheit seines Benehmens, die Leichtigkeit seiner Bewegungen, der Mangel an Allem, was nur irgend eine Anmaßung, ein Streben, sich geltend zu machen, an den Tag gelegt hätte; er gewann sich um so größeres und festeres Vertrauen.

„Mein Herr", sagte der Domherr, „ich nehme mit dem lebhaftesten Danke Ihr menschenfreundliches Anerbieten an. Sie werden mir nur erlauben, daß ich Sie vorher der Kranken und unserm Arzte ankündige."

„Ich hätte Sie darum gebeten, mein Herr."

Der Domherr ging in das Krankenzimmer.

In seiner eigenthümlichen Weise wandte er sich sofort an die Kranke selbst.

Er hatte ihre letzten Worte gehört.

Digitized by Google

„Sie wollen sterben, meine liebe Frau", sagte er zu ihr, „aber andere Leute wollen, daß Sie leben, selbst ein fremder Arzt, den ich eben unten im Hause traf. Sie müssen mir schon erlauben, daß ich ihn zu Ihnen führe, wäre es auch nur, um unserm braven Doctor hier die Beruhigung zu verschaffen, daß er Alles, was in seinen Kräften stand, angewendet hat, um ein uns allen so theures Leben zu retten."

In den Augen der Kranken glänzte es doch wieder, und es war ein Strahl der Hoffnung, der in ihm leuchtete.

Dem Menschen wird oft das Leben zu einer schweren Last, zu einer so schweren, daß er meint, er könne sie nicht weiter tragen, und er belügt nicht sich und nicht Andere, wenn er es ausspricht, er müsse, er wolle sterben. Zeigt ihm die Hoffnung des Lebens, er greift doch wieder nach ihr.

Mahlberg sah den Strahl der Hoffnung in den Augen der Kranken.

Wie neues Leben ergoß es sich in seine eigene Brust.

„Du willigst ein, Agathe?"

„Fragt den Herrn Doctor."

„Ich hole den fremden Arzt selbst herbei", war der Doctor schon auf dem Wege.

Eine schwere Bürde wurde von ihm genommen.

Digitized by Google

Aber der Domherr kam ihm zuvor.

Er öffnete die Thür.

Der fremde Arzt stand da und trat ein.

„Herr Geheimrath! Mein verehrter Lehrer!“ verbeugte der junge Doctor sich tief vor dem fremden Arzte.

Aber dieser gab ihm einen Wink und sagte freundlich:

„Ich bin erfreut, so unvermuthet einen ausgezeichneten lieben Schüler hier wiederzufinden.“

Dann setzte er sich bei der Kranken nieder.

Der junge Arzt mußte ihm an das Bett folgen.

Der Geheimrath untersuchte die Kranke und befragte den jungen Arzt.

Der Domherr stand combinirend am Fenster. Der fremde Arzt, der das klare, sichere, ruhige Wesen hatte, ein Geheimrath und ein von seinen Schülern hoch verehrter Lehrer war — der vornehme ältere Herr, den er vorhin in der Laube gesehen, der mit zwei andern Herren gekommen war — gehörte der Geheimrath zu diesen andern Herren? Wer war der Fremde in der Laube?

Der Geheimrath war mit seiner Untersuchung zu Ende.

„Mein lieber College“, sagte er zu dem jungen Arzte, „ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Behandlung dieses schwierigen Falls. Ich wüßte nicht, was ich Anderes

Digitized by Google

hätte vornehmen und anwenden können. Wollen wir jetzt nicht vielleicht noch Folgendes versuchen?"

Er sprach weiter in den barbarischen, jedem Laien unverständlichen Ausdrücken des medicinischen Lateins.

„Alle Wetter", sagte sich der Domherr, „der ist nicht blos ein großer Gelehrter und ein berühmter Arzt, er ist auch ein Hofmann, und der Herr in der Laube —"

Er wurde in seiner weitern Betrachtung unterbrochen.

Draußen im Gange wurden mehrere Schritte laut, schwer und fest, mit Geklirr von Sporen und von Waffen.

„Ah, die kommen früh", sagte sich der Domherr.

Er blickte nach der Kranken. Sie schien das Geräusch draußen nicht gehört zu haben oder nicht zu beachten. Dem Herrn Mahlberg gab er einen Wink, sich völlig ruhig zu verhalten.

Dann verließ er das Zimmer.

In dem Gange standen der hessische Wachtmeister und ein Gensdarm.

„Suchen Sie Jemand?" fragte der Domherr sie.

„Ja, mein Herr!"

Der hessische Wachtmeister antwortete es. Er war ein höflicher Mann.

„Darf ich fragen, wen?"

Eine Antwort auf die Frage war nach der Ordre des Wachtmeisters wohl nicht gestattet. Er sah sich um

Digitized by Google

nach der Treppe, als wenn noch Jemand heraufkommen müſſe, der die Frage beantworten werde.

„Ah“, ſagte der Domherr errathend.

Er blickte ebenfalls nach der Treppe. Es kam Niemand.

„Aber wo Sie ſuchen wollen, das dürfen Sie mir ſagen?“ wandte er ſich wieder an den Wachtmeiſter. „In dieſem Zimmer, aus dem ich kam?“

„Ja, mein Herr.“

Der Domherr öffnete die Thür des Zimmers.

„Herr Geheimrath“, ſprach er hinein, „dürfte ich Sie auf ein paar Worte bitten?“

Der fremde Arzt trat heraus.

„Herr Geheimrath“, fragte der Domherr, „iſt die Kranke zu retten?“

„Ich habe Hoffnung.“

„Verhehlen Sie mir nichts!“

„Ich habe eine begründete und ſtarke Hoffnung.“

„Erlauben Sie mir dann eine andere Frage. Würde der Kranken eine heftige Gemüthsbewegung ſchädlich ſein?“

„Sie könnte, nein, ſie würde höchſt wahrſcheinlich, faſt unzweifelhaft ihren Tod herbeiführen.“

Der Domherr wandte ſich wieder an den Wachtmeiſter.

Digitized by Google

„Herr Wachtmeiſter, laſſen Sie den Herrn Geheimrath von Schilden heraufbitten.“

„Den Herrn von Schilden?“ fragte der Arzt verwundert.

„Die beiden Herren hier ſtehen unter ſeinem Befehle“, ſagte der Domherr.

Der Wachtmeiſter wollte die Treppe hinuntergehen

Der Herr von Schilden kam ihm ſchon entgegen. Ob er unten geſtanden und gewartet und gehorcht hatte?

Der Domherr trat ihm entgegen.

„Mein Herr von Schilden, Sie wollen hier Ihren ehemaligen Freund und Collegen, den Herrn Mahlberg verhaften?“

Der Herr von Schilden ſah den Domherrn vornehm an.

„Meiu Herr, ich bin nicht heſſiſcher Beamter und wir ſind hier in Heſſen. Sie müſſen mit Ihrer Frage ſich an dieſen Herrn wenden.“

Er zeigte auf den Wachtmeiſter.

„Hm, Herr Wachtmeiſter“, ſagte der Domherr, „haben Sie einen ſchriftlichen Befehl, hier den Herrn Mahlberg oder ſonſt Jemand zu verhaften?“

Der Wachtmeiſter zeigte auf den Herrn von Schilden.

„Ich habe nur den Befehl, den Anweiſungen des Herrn Geheimraths zu folgen.“

Digitized by Google

„Sie hören, mein Herr Geheimrath", wandte der Domherr sich wieder an den Herrn von Schilden. „Ich wiederhole also meine Frage."

„Und welches Recht hätten Sie zu dieser Frage?" sagte der Herr von Schilden.

„Das Recht der Menschlichkeit, mein Herr. Der Herr Mahlberg, den Sie suchen, ist in diesem Zimmer bei seiner Frau. Seine Frau liegt dort schwer krank. Eine Gemüthsbewegung würde ihren Tod herbeiführen. Wollen Sie mit Ihren Gensdarmen zu ihr eindringen, ihren Mann verhaften, sie tödten?"

Der Domherr sah mit seinen funkelnden Augen den Geheimrath der Polizei durchbohrend an.

Der Herr von Schilden mußte seine Augen niederschlagen. Aber er erhob sie wieder.

„Sie haben es ja in Ihrer Macht, der Frau die Aufregung zu ersparen. Bringen Sie den Herrn Mahlberg mir heraus."

„Und wenn ich nun nein sagte, mein Herr von Schilden? Wenn ich im Gegentheil vorzöge, Ihre Frau Gemahlin, die da unten sitzt, mit dem Herrn Grafen Westernitz heraufzuholen, damit sie Zeugen seien, wie Sie, mein Herr, einer armen, unglücklichen Frau auch noch den Todesstoß geben, deren Unglück — soll ich fortfahren, Herr von Schilden?"

Digitized by Google

Der Herr von Schilden war leichenblaß geworden.

„Elender!“ sagte der Domherr.

Er rief das Wort laut, daß alle es hörten. Ein Zorn der Sittlichkeit, der Ehre hatte ihn ergriffen, dem er nicht widerstehen konnte.

Der Herr von Schilden zuckte zusammen.

Der Domherr gewann seine Ruhe wieder; aber die Worte, die er darin weiter an den Herrn von Schilden richtete, waren um so schneidender.

„Mein Herr, wenn Sie Genugthuung von mir verlangen — ich bin der Domherr Freiherr von Aschen. Ich verzichte auf mein Privilegium als Geistlicher; ich will vergessen, daß ich einem Manne gegenüberstehe, dem ein Ehrenmann jede Ehrengenugthuung verweigern könnte. Ich stehe Ihnen zu Diensten.“

Die Zähne des Herrn von Schilden knirschten.

„Sie werden von mir hören, mein Herr. Jetzt ruft mich mein Dienst.“

Er schritt zu der Thür des Zimmers, in dem die Kranke sich mit dem Manne befand, den er verhaften wollte.

„Einen Augenblick“, sagte der Domherr. „Kein Mord! Ich rufe Ihnen den Herrn Mahlberg heraus.“

Aber dem Herrn von Schilden war schon ein Anderer entgegengetreten.

Digitized by Google

„Drei Worte, Herr Geheimrath!“ sagte der fremde Arzt.

Der Herr von Schilden blickte auf. Er stutzte. Er hatte den Fremden bisher wohl nicht genau betrachtet. Er sah auf einmal ein Gesicht, das ihm bekannt schien, aber auch nur schien.

„Was wünschen Sie?“ fragte er zweifelhaft.

„Darf ich bitten?“

Der Arzt nahm den Arm des Geheimraths, führte ihn auf die Seite und sagte ihm leise einige Worte ins Ohr.

Der Herr von Schilden erblaßte noch einmal, verbeugte sich tief vor dem Arzte, gab seinen Gensdarmen einen Wink und entfernte sich mit ihnen.

Der Domherr sah den Arzt lächelnd an.

„Herr Geheimrath, darf ich mir eine Frage erlauben?“

„Gewiß, Herr Domherr.“

„Sie sprachen mehr als drei Worte zu jenem Herrn. Und wenn ich nicht irre, so waren es dreimal drei und noch eins, und sie lauteten: Ich bin der Leibarzt des Königs, auf seinen Befehl hier. War es so?“

Der Arzt lächelte ebenfalls.

Das hieß: es war so.

„Wohlan“, fuhr der Domherr fort, „so haben Sie die Güte, Seiner Majestät meinen respectvollsten Dank

Digitized by Google

zu vermelden, und Sie, Herr Geheimrath, empfangen meinen herzlichsten Dank."

„Und warum", fragte der Arzt, „dem Könige nur Ihren respectvollsten Dank? Der König hat ein braves Herz."

„Als Mensch gewiß. Aber ein König soll, darf kein Herz haben."

„Sie haben ein Vorurtheil gegen die Könige."

„Es wäre möglich. Aber sagen wir lieber: gegen die Königreiche. Ich bin ein alter Republikaner."

„Hm, Herr Domherr, wenn der König nun als Mensch der Kranken meine Hülfe geschickt hätte?"

„Ja, ja", sagte der Domherr. „Aber das meine ich eben, Könige dürfen keine Menschen sein."

„Also kein Herz haben?"

„Nein, mein verehrter Herr. Auf dem Throne darf nur das Recht sitzen, und das Recht darf kein Herz haben. Ein Herz ist heute gut, morgen schlecht."

„Mein König hat nur ein gutes Herz."

„Nun, so sagen Sie ihm meinen herzlichen Dank, ja, ja, meinen allerherzlichsten. Ohne den König hätten Sie wohl von der Schwerkranken nichts erfahren, und — der junge Arzt dort ist gewiß ein ganz tüchtiger werdender Arzt — Sie haben ebenso wohlwollend wie fein ihm über seine Behandlung der Kranken Ihr Compliment

Digitized by Google

gemacht; aber ohne Ihre Hülfe trügen wir vielleicht morgen eine Leiche zu ihrem Grabe in fremder Erde, und ich wäre ein Mörder geworden. Ja, mein Herr, sehen Sie mich nur darauf an. Ich hatte mich vermessen, mehr als ein König sein, dem lieben Gott selbst in das Handwerk pfuschen zu wollen, und das konnte, durfte fast nicht gut gehen. Da hat der liebe Gott es doch zum Besten gewandt, durch — hm, wir sind ja alle Werkzeuge in seiner Hand, die Könige, die Aerzte, die Domherren, wir sind ja alle Menschen. Leben Sie wohl, mein sehr verehrter Herr."

Der Leibarzt des Königs ging kopfschüttelnd.

Zu dem Domherrn trat sein Neffe Gisbert.

„Ah, Gisbert, Du warst bei dem Grafen Thalhausen?"

„Und bei seinen Kameraden."

„Erzähle."

Der junge Freiherr erzählte.

Er war in den Garten zu den Offizieren gegangen.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Grafen Thalhausen hier zu sehen?"

„Wen habe ich die Ehre?" fragte der Graf Thalhausen.

Er sagte es leichthin, vornehm, ohne aufzustehen.

Gisbert war in einfacher Reisekleidung.

Digitized by Google

„Freiherr von Aſchen“, antwortete Gisbert ebenſo vornehm.

Mit dem Baron fängt der Menſch an, ſagte einmal ein öſterreichiſcher Graf.

Der Graf Thalhauſen wurde höflicher; er ſtand auf.

„Worin kann ich Ihnen dienen, Herr Baron?“

Gisbert wurde um ſo kälter, froſtiger.

„Ich komme im Auftrage eines Herrn Becker zu Ihnen, Herr Graf.“

Der Kälte des Freiherrn gegenüber wollte ſich auch der Graf nichts vergeben.

„Ich habe nicht die Ehre, einen Herrn Becker zu kennen.“

„Aber den Kellner Louis hier kennen Sie.“

„Herr Freiherr —“

„Dieſer Kellner Louis iſt der Herr Becker, in deſſen Auftrage ich zu Ihnen komme. Sie haben ihn beleidigt, Herr Graf —“

„Mein Herr Baron, ein Graf Thalhauſen beleidigt keine Kellner; er läßt ſich von ihnen bedienen.“

„Herr Graf, der Herr Louis Becker iſt Offizier in der preußiſchen Armee, in der auch Sie und ich die Ehre haben zu dienen. Er iſt mir zugleich ein lieber Freund.“

„Und was ſoll das Alles, Herr Baron?“

„Das ſoll, Herr Graf, Ihnen einfach erklären, warum

Digitized by Google

ich in seinem Namen zu Ihnen mit dem Ersuchen komme, die Beleidigung, die Sie dem Kellner Louis zufügten, nunmehr, da es Ihnen bekannt wurde, daß er der Lieutenant Becker ist, zurückzunehmen —"

„Ich bedaure, Herr Baron!"

„Oder — Sie hatten nicht die Güte, mich aussprechen zu lassen — die Erklärung abzugeben, daß Sie, wenn Sie den Offizierscharakter des Lieutenants Becker gekannt hätten, sich keine Beleidigung gegen ihn würden herausgenommen haben."

„Ich bedaure, Herr Baron, daß auch das nicht geschehen wird."

„Herr Graf, Sie wiederholen mit den Worten Ihre Beleidigung."

„Gegen wen, Herr Baron?"

„Gegen einen Ehrenmann!"

„Sie meinen einen Mann von Ehre?"

„Gegen einen Offizier des Königs denn, wenn Ihnen der mehr gilt als ein Ehrenmann!"

„Herr Baron, ein Offizier des Königs trägt keine Kellnerjacke, und trägt er sie, so ist er kein Offizier des Königs mehr. Hätten Sie mir noch etwas zu sagen?"

„O ja, mein Herr! Daß ich Sie für feig halte, bis Sie dem Lieutenant Becker Genugthuung gegeben haben.

Digitized by Google

Meinen Namen wissen Sie. Ich wohne in dem Hause dort."

Gisbert von Aschen grüßte die andern Offiziere, kehrte in das Wirthshaus zurück, suchte seinen Oheim auf und theilte ihm das Geschehene mit.

„Gisbert, Du warst nicht ehrlich", sagte der Domherr.

„Gegen wen nicht, Onkel?"

„Gegen Deinen Freund Becker. Du suchtest für Dich Streit mit dem Grafen."

„Er provocirte mich."

„Und wie soll nun Dein Freund Satisfaction bekommen?"

Der Neffe hatte darauf allerdings keine Antwort.

„Jugendeifer!" zuckte der Domherr die Achseln. „Aber laß mich machen. Willst Du vielleicht jetzt zu Deiner Frau gehen? Sie ist da drinnen."

Sie standen in dem Gange, an dem das Zimmer der Kranken lag. Der Domherr zeigte nach dem Zimmer.

„Jetzt auf keinen Fall", sagte Gisbert.

„Hm, ich dachte, Du wolltest sie zum zweiten Male als Krankenwärterin bei Dir engagiren. Aber geh! Wo treffe ich Dich, wenn ich Dich zu sprechen habe?"

„Unten bei Becker."

Gisbert ging die Treppe hinunter.

Der Domherr stand noch einen Augenblick sinnend.

Digitized by Google

Die Frau Aſſeſſor Friedrichs kam die Treppe herauf.

Der Domherr hatte gefunden, was ſein Sinnen ſuchte.

„Ah, Karoline, Du kommſt wie gerufen.“

„Das freut mich, Onkel Florens! Was wünſcheſt Du?“

„Dein Mann wird heute in Ovelgönne ſein?“

„Um mich zurückzuholen.“

„Laß ihn hierher kommen. Ich bedarf ſeiner.“

Die junge Frau ſah ihn fragend an.

„Ich muß wohl aufrichtig ſein, Karoline. Er ſoll dem Herrn Becker ſecundiren.“

„Alſo es kommt zu dem Duell?“

„Hm, Du weißt davon?“

„Die Beleidigung, nein, die Beſchimpfung fiel ja in Gegenwart Henriettens vor!“

„Und ſie erzählte Dir davon?“

„Gewiß.“

„Und was meinte ſie von dem Duelle?“

„Höre, Onkel Florens, die Liebe macht auch in uns Frauen die Ehre mächtig.“

„Gut. Alſo Dein Mann wird kommen?“

„Er wird. Ich werde ihm auf der Stelle einen Boten ſchicken. Vielleicht, da er mich nicht zu Hauſe findet, iſt er auch ſchon auf dem Wege hierher. Aber eine Frage, Onkel. Warum ſecundirt Gisbert nicht?“

Digitized by Google

„Hm, weil er sich selbst mit dem Grafen Thalhausen schlagen wird."

„Weiß Gisbertine es?"

„Nein! Und ich bin noch nicht mit mir im Klaren darüber, ob sie es wissen soll."

Sie trennten sich.

Der Domherr ging in einen andern Corridor, klopfte an eine Thür, trat in ein Zimmer. Es war das Zimmer des Generals von Steinau.

Der alte stramme Herr lag auf dem Sopha, hatte seinen Morgenkaffee auf einem Tische neben sich stehen, blies aus seinem alten Soldatenstummel Wolken, die die Stube zu verfinstern drohten, und sah ihnen nach, wie sie zur Decke hinaufstiegen. Das war seine Beschäftigung.

„Vetter Steinau", fragte ihn der Domherr, „machen wir eine kleine Promenade in den Garten? Der Morgen ist so schön."

„Und man bekommt in der freien Luft bessern Appetit zum Mittagessen", sagte der General.

Er erhob sich.

Sie gingen in den Garten.

In dem Garten saßen die vier Cavallerieoffiziere noch beisammen. Sie waren sehr still. Die Begegnungen des Grafen Thalhausen zuerst mit dem Kellner, der

Digitized by Google

zum Offizier geworden war, und dann mit dem Freiherrn von Aschen beschäftigten sie noch.

Als der General von Steinau sie sah, wurde er etwas verlegen. Die Offiziere waren in Uniform; auch er war es. Da durften sie ihn nicht ignoriren, sie mußten sich ihm vorstellen, sich bei ihm melden, wie es heißt. Aber er konnte nicht mehr zurück. Der Domherr hatte ihn wohl absichtlich in die Nähe der Herren geführt.

Die Offiziere kannten den General.

Sie standen auf, zu ihm zu gehen.

Der General ging ihnen höflich entgegen.

Sie meldeten sich bei Seiner Excellenz.

„Vetter Steinau", sagte der Domherr, „wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen, mich den Herren vorzustellen?"

„Mein Vetter, Domherr Freiherr von Aschen", stellte der General den Domherrn vor.

Den Offizieren wurden die Gesichter etwas lang und leserlich zugleich.

„Teufel, dieser Domherr ist der Oheim des jungen Freiherrn von Aschen, der vor einer Viertelstunde hier war, und dieser junge Freiherr ist mit dem General noch näher liirt!"

„Hm, lieber Vetter Steinau", sagte der Domherr,

Digitized by Google

„es wird Ihnen Freude machen, zwiſchen Ihren Herren Kameraden Platz zu nehmen.“

„Excellenz würden uns eine große Ehre erweiſen“, mußten die Offiziere ſagen.

Ihre Geſichter mußten eine andere Lesart verbergen: „Hole der Teufel den verdammten Pfaffen!“

Der General konnte die Einladung nicht ausſchlagen.

Er ſetzte ſich mit dem Domherrn an den Tiſch der Offiziere.

„Die Herren kommen von Hofgeismar hierher?“ fragte der General.

„Zu Befehl, Excellenz.“

„Werden Excellenz ebenfalls das Bad beſuchen?“

„Ich werde mich vorher noch einige Tage hier aufhalten.“

„Es iſt hier ſo wunderbar reizend, Excellenz —“

„Ja“, ſagte der General.

„Wir führen auch eine theure Kranke bei uns“, ſagte der Domherr, „deren Zuſtand ſich plötzlich ſo ſehr verſchlimmert hat, daß wir einen gezwungenen Aufenthalt hier nehmen mußten.“

„Eine theure Anverwandte, Excellenz?“ fragte der Herr von Homberg, der Alles wiſſen mußte.

Der General wurde roth. Er wollte dem Domherrn einen zornigen Blick zuwerfen; er durfte nicht noch mehr ſeine Verlegenheit verrathen.

Digitized by Google

Einer Antwort, nach der er ſuchte, kam der Domherr zuvor.

„Keine Anverwandte", ſagte er, „aber die Gattin eines braven Offiziers, der unter dem Herrn General gedient hat."

Da keine weitere Auskunft erfolgte, durfte der Herr von Homberg nicht weiter fragen.

Der Domherr aber hatte eine Frage an den General.

„Vetter Steinau, wer brachte Ihnen heute Morgen Ihren Kaffee?"

„Der Kellner. Louis heißt er, wie ich glaube."

„Iſt Ihnen an dem jungen Mann nichts aufgefallen?"

„Er iſt ein hübſcher, gewandter Menſch. Er hat mir gefallen."

„Wiſſen Sie, wie er zum Kellner geworden iſt?"

„Wie ſo, Vetter Aſchen?"

„Er war Offizier."

„Offizier?"

„Er iſt es noch."

„Vetter Aſchen!"

„Er iſt auch Ritter des eiſernen Kreuzes."

Der General fuhr auf, als ob ihn eine Weſpe geſtochen habe.

„Er wäre alſo preußiſcher Offizier?"

Digitized by Google

„Vetter Steinau, erinnern Sie sich eines Freiwilligen Becker, den der alte Blücher auf dem Schlachtfelde von Ligny zum Offizier ernannte? Der junge Mann hatte ein ganzes Bataillon vom unvermeidlichen Untergange gerettet."

„Vetter Aschen, was soll das? Jener Offizier ist doch nicht —"

„Antworten Sie mir, Vetter Steinau, wenn ich bitten darf. Erinnern Sie sich jener That?"

„Ja, ja."

„Und hätten auch Sie, wenn Sie der General des jungen Freiwilligen oder Unteroffiziers gewesen wären, ihn zum Offizier gemacht?"

„Auf der Stelle. Es war eine That des Muthes und der Ehre, die nicht geringer belohnt werden konnte. So sah es auch die ganze Armee an."

„Der Kellner Louis ist jener Offizier."

Der General fiel, knickte zusammen. Das Gesicht wurde ihm leichenblaß; die Augen starrten wie verglast; die Arme hingen ihm schlaff herunter. Er saß da wie ein gebrochener Mann.

„Ein so braver Offizier, und — Kellner! Wenn das der König wüßte!"

„Der König —" platzte der Domherr los.

Aber er schwieg. Es war wohl noch nicht Zeit

Digitized by Google

für ihn, das vorzubringen, was er auch vom König wußte.

„Aber, Vetter Steinau", sagte er, „ich muß Ihnen noch erzählen, wie der Lieutenant Becker zum Kellner geworden ist."

Der General hatte sich von der Lähmung erholt, die der Schreck ihm über Geist und Körper gebracht hatte.

„Schweigen wir von der Geschichte, Vetter Aschen, die gar zu betrübend, die empörend ist."

Der Offiziere hatte sich eine kaum zu beschreibende Verlegenheit bemächtigt, als der Domherr von der Heldenthat des Kellners in der Schlacht von Ligny begann. Die letzten Worte des Generals brachten Triumph in ihre Blicke.

Aber sie kannten den Domherrn von Aschen nicht.

„Vetter Steinau", sagte der Domherr, „jede Sache hat außer ihrer Schattenseite auch eine Lichtseite, und ein altes deutsches Sprichwort sagt: „Eines Mannes Rede ist keine Rede; man soll sie hören alle beede." Einen preußischen Offizier, den der alte Feldmarschall auf dem Schlachtfelde zum Offizier ernannt und dem sein König dann einen Orden verliehen, den soll kein anderer preußischer Offizier einseitig verdammen, und wollte das einer, der nicht Offizier ist, so sollten seine Kameraden

Digitized by Google

für ihn eintreten, bis ihnen ein strenger Beweis seiner Schuld geliefert worden ist."

„Bedarf es hier noch eines solchen Beweises?" rief der General.

„Aber des Gegenbeweises, Vetter Steinau."

„Könnten Sie ihn führen?"

„Halten Sie einen Bauerknecht für einen schlechten, ehrlosen Menschen? Um seines Standes willen, meine ich."

„Sie wollten mir einen Beweis liefern, Vetter Aschen."

„Meine Frage soll für ihn dienen. Ich bitte also um Antwort."

„Ein Bauerknecht kann ein ganz ehrenwerther Mann sein."

„Ich meine das auch, und wir haben Beispiele, daß aus Bauerknechten vornehme Grafen und große Generale geworden sind. Ich erinnere Sie an den österreichischen General Grafen Spork; er war Bauerknecht in einem Dorfe meiner Heimat Westfalen. Die hochmüthige Tochter seines Bauers verschmähte seine Liebe. Der deutsche Kaiser machte ihn zu seinem General, erhob ihn in den Grafenstand des deutschen Reichs. Aber weiter, mein Vetter, was sagen Sie zu einem Schneidergesellen? Würden Sie dem großen Kurfürsten unter oder mit dem

Digitized by Google

vormaligen Schneidergesellen, dem Feldmarschall Derfflinger, haben dienen mögen?"

„Es war ein ehemaliger Schneidergeselle, Vetter Aschen."

„Hm, ja, Vetter Steinau. Aber Sie wissen, daß Derfflinger, der zuerst im schwedischen Heere diente, nach dem westfälischen Frieden als Fremder von der Schwedenkönigin entlassen wurde. Der große Kurfürst von Brandenburg nahm ihn darauf in seine Dienste. Wenn dies nun nicht geschehen wäre oder nicht sogleich, und der Oberst Derfflinger hätte nun — militärische Pensionen gab es damals noch nicht; Vermögen hatte der brave, ehrliche Derfflinger nicht erworben; gelernt hatte er nichts, als das Schwert und die Nadel zu führen; sein Schwert wollte Niemand; leben mußte er; Straßenräuber oder Dieb wollte er nicht werden; er wollte gern ein ehrlicher Kerl bleiben; da griff er wieder zu seiner Nadel, ernährte sich redlich, bis der große Kurfürst in seinen Kriegen mit den Polen, Franzosen und so weiter eines tüchtigen Generals bedurfte. Da stieg der vormalige und demnächstige Schneidergeselle Oberst Derfflinger wieder von seinem Schneidertisch herunter, warf die Nadel zum zweiten Male von sich, und der große Kurfürst machte ihn zu seinem General und später zu seinem Feldmarschall und sagte nicht zu ihm: Thut mir leid; ich

Digitized by Google

kann von Seinen Dienſten keinen Gebrauch machen; ein Offizier, der ſich zum Schneidergeſellen degradirt, kann nicht mehr meiner Armee angehören; kein Offizier, der auf ſeine Ehre hält, würde mit Ihm dienen wollen. — Ah, Vetter Steinau, ich glaube, ich wollte eine Frage an Sie richten; ich habe ſie vergeſſen. Aber eine andere fällt mir dafür ein: Sie hätten als Kurfürſt den Offizier, der nicht mit dem Derfflinger hätte dienen wollen, auf die Feſtung geſchickt? Aber nein, antworten Sie mir noch nicht. In Ihren Kriegsgerichten wird ja wohl, wie auch in andern Gerichten, beim Abſtimmen von dem Jüngſten angefangen. Ei, meine jungen Herren Offiziere, darf ich vorab um Ihre Anſicht bitten? Zuerſt Sie, Herr Graf Thalhauſen."

Es war eine bedenkliche Frage für den Grafen Thalhauſen. Aber er war nicht der Mann, der leicht verlegen wurde.

„Es käme auf gewiſſe Vorausſetzungen an", ſagte er.

„Zum Beiſpiel, Herr Graf?"

Aber der Graf kam nicht weiter zum Antworten. Seine Antwort, die er gegeben hatte, ſollte ihn doch feſtgefahren haben.

Sie hatte den General in Zorn gebracht.

„Es kommt auf gar keine Vorausſetzungen an", ſagte der alte Soldat ſeines Königs. „Mit einem Offizier, dem

Digitized by Google

mein König die Ehre erweist, ihn in seine Armee aufzunehmen, muß es mir eine Ehre sein, zu dienen, und ein Offizier, der anders denkt oder Bedenklichkeiten hat, der lehnt sich gegen seinen König auf und gehört in die Festung."

„Wie ein braver Offizier gesprochen, Vetter Steinau", sagte der Domherr, „und was von einem Schneidergesellen gilt, das gilt auch von einem Kellner, und —"

Der Domherr fuhr in einem Zuge fort, daß ihm auch nicht das kleinste Wort des Widerspruchs zwischen seine Rede eingeschoben werden konnte.

„Und unser Lieutenant Becker war vor den Feldzügen Kellner gewesen, hatte seine Beschäftigung verlassen und zur Vertheidigung seines Vaterlandes das Gewehr ergriffen, war nach Beendigung des Kriegs entlassen und hatte vergeblich bei aller Welt, bei allen Ministerien und Behörden um irgend eine Anstellung nur als Kanzlist oder dergleichen gebeten, ward überall zurückgewiesen und mußte, wenn er nicht verhungern wollte, wieder Kellner werden. Aber er ging in das Ausland, wo Niemand ihn kannte, und er verbarg seine Uniform und seine Orden ganz tief unten in seinem Koffer, daß kein Mensch nur ahnen konnte, daß er ein Offizier des Königs von Preußen sei. Vetter Steinau, haben Sie einen Stein für ihn, oder erklären Sie ihn für einen Ehrenmann?"

Digitized by Google

„Er ist ein Ehrenmann", sagte der General Steinau.

„Und Sie würden ihn als Offizier wieder aufnehmen, wenn es Krieg gäbe und der König mehr Offiziere nöthig hätte?"

„Auf der Stelle."

„Aber alle Wetter, Vetter Steinau, noch eine Frage."

Der Domherr ließ, bevor er seine Frage aussprach, seine lebhaften Augen auf dem Gesichte des Grafen Thalhausen ruhen.

Der Graf wußte nicht, wo er mit seinen Augen bleiben solle.

Der Domherr fuhr zu dem General gewendet fort:

„Wenn Sie aber einen Sohn oder Neffen hätten, der mit dem Lieutenant Becker, weil er so gehandelt, wie er gehandelt hat, sich nicht schlagen wollte, was würden Sie dem Sohne oder Neffen sagen?"

„Vetter Aschen", erwiderte der General, „einen Sohn habe ich nicht; hätte ich einen, so wäre er Offizier, und wollte er sich dann mit dem Lieutenant Becker, so wie Sie den Fall setzen, nicht schlagen, so würde ich zum Könige gehen und ihn bitten: Majestät, lassen Sie meinen Sohn als einen Unwürdigen infam cassiren."

Der General sprach es wieder in großem Zorne.

Der Graf Thalhausen saß vernichtet da.

Digitized by Google

Seine drei Kameraden wagten nicht zu ihm aufzublicken.

Der Domherr ſtand auf.

„Wir ſprachen vorhin vom Könige, Vetter Steinau. Der König iſt hier.“

„Wa — was?“ ſprang der General auf. „Hier? Wo?“

„Vor einer Stunde hat er in jener Laube geſeſſen, mit dem General Witzleben. Jetzt promenirt er mit dieſem. Ah, dahinten kehren ſie gerade zurück. Sie werden Seiner Majeſtät Ihre Aufwartung machen wollen, Vetter! Alſo auf Wiederſehen.“

Die vier jungen Offiziere ſaßen alle wie vernichtet.

„Herr des Himmels!“ flog es über ihre Lippen, wie vor ein paar Stunden über die des Kellners.

Der Domherr nahm mit einem freundlichen Lächeln Abſchied von ihnen.

„Meine Herren, ich habe mich ſehr gefreut — ich wünſche Ihnen einen vergnügten guten Morgen!“

Indem er dann zum Hauſe zurückkehren wollte, hörte er hinten an der Fähre eine melancholiſche Stimme rufen:

„Hol' über!“

Er blieb ſtehen.

„Sollte ich die Stimme nicht kennen? Wahrhaftig,

Digitized by Google

der alte lahme Schulmeiſter Hausmann! Der arme Musketier mit dem zweimal gebrochenen Bein! Und dahinten geht ſein alter Hauptmann, der es ihm zweimal brechen ließ, um ſeinem Könige eine Freude zu machen. Ah, Vetter Steinau, wegen des alten Mannes wollten wir noch abrechnen, ſchon ſeit Jahren. Ob heute? Sie waren zwar ſo eben ſehr brav, aber auch nur aus Gehorſam gegen Ihren König. Nun, wir wollen ſehen."

Das war am Morgen geſchehen.

Gegen Abend deſſelben Tages waren mehrere Herren in einer engen verborgenen Schlucht verſammelt, die zur Seite aus der Dahlheimer Schlucht, etwa eine Viertelſtunde von der Sägemühle entfernt, auslief.

Vier Offiziere ſah man darunter, den Grafen Thalhauſen, die Herren von Homberg und Klaſewitz; der vierte hat uns ſeinen Namen nicht genannt. Sie hielten ſich zuſammen auf der einen Seite der engen Schlucht.

Ihnen gegenüber auf der andern Seite befanden ſich der vormalige Kellner Louis — wir nennen ihn zuerſt, da er heute mit dem Grafen Thalhauſen die Hauptperſon in der kleinen Schlucht war — ferner der Aſſeſſor Friedrichs, der Hauptmann Mahlberg und der Freiherr Gisbert von Aſchen, alſo gleichfalls vier Perſonen.

Digitized by Google

Insofern herrschte auf beiden Seiten eine Gleichheit für den ernsten Act, den sie vorhatten.

Die vier jungen Offiziere waren in ihren Uniformen.

Die vier Herren ihnen gegenüber waren in ihrer einfachen bürgerlichen Kleidung. Aber alle vier trugen sie das eiserne Kreuz, und der Obristlieutenant Friedrichs trug dessen erste Klasse und darüber den höchsten militärischen Orden pour le mérite.

Im Hintergrunde unter den Bäumen war noch ein neunter Herr. Es war der junge Arzt, den der Domherr von Aschen aus Uslar zur Behandlung der schwer verwundeten und schwer kranken Frau Mahlberg mitgenommen hatte. Er hatte die Aussicht, heute Abend bei einer vielleicht noch schwerern Verletzung seine Hülfe leisten zu müssen, vielleicht auch zu sehen, daß ärztliche Hülfe nicht mehr möglich sei. Er packte sein Verbandzeug unter den Bäumen aus.

Als er damit fertig war, trat der Assessor Friedrichs in die Mitte der schmalen Schlucht vor.

„Wenn es Ihnen gefällig wäre", sagte er zu einem der vier Offiziere hinüber.

Der Herr von Homberg trat zu ihm.

Der Assessor Friedrichs war der Secundant des Lieutenants Louis Becker, der Herr von Homberg der des Lieutenants Graf Thalhausen.

Digitized by Google

Die Einleitungen zu dem Duell waren folgende gewesen.

Nachdem am Morgen der General Steinau die vier Offiziere verlassen hatte, um dem Könige seine Aufwartung zu machen, und nachdem dann auch der Domherr von Aschen ihnen einen vergnügten guten Morgen gewünscht, hatten die vier Herren sich zuerst eine Zeit lang still angesehen.

„Der verdammte kleine Spitzbube!“ hatte darauf zuerst der Herr von Klasewitz ausgerufen.

Der Herr von Homberg aber, der Alles wußte, hatte gemeint:

„Der Mensch ist ein Jesuit!“

Der Graf Thalhausen hatte nur einfach gesagt:

„Ich muß mich mit dem Kellner schlagen. Mit einem Kellner! Es ist zum Verzweifeln! Diese verdammte Landwehr! Aber es geht nun einmal nicht anders. Homberg, arrangire die Sache.“

„Zu wann?“ fragte der Herr von Homberg.

„Zu heute Abend! Je eher, je besser. Hier kann ich doch nicht mehr bleiben. Man würde im Bade mit Fingern auf mich zeigen. Morgen reise ich ab.“

„Er ist ja ordentlich wehmüthig!“ sagte sich der Herr von Homberg.

Er ging in das Haus und suchte den Freiherrn von Aschen auf.

Digitized by Google

„Herr Baron, der Graf Thalhausen wird dem Lieutenant Becker Satisfaction geben.“

„Und wie, Herr von Homberg?“

„Er wird sich mit ihm schlagen.“

„Und nicht die Beleidigung zurücknehmen? Es wäre einfacher.“

„Aber es geht nicht. Sie werden es einsehen. Nachdem der Graf anfangs jede Satisfaction verweigert hatte, würde man es ihm als Feigheit auslegen, wenn er jetzt revociren wollte.“

Gisbert sah es ein. Dann sah er auch etwas Anderes ein, und er wurde verlegen.

„Nach dem Duell mit Becker wird der Graf sich mit mir schlagen. Ich darf daher Becker nicht secundiren.“

„So ist es.“

„Woher nehmen wir einen Secundanten für ihn? Der Hauptmann Mahlberg —“

„Mahlberg? Der Entsprungene?“

„Nehmen Sie Anstoß daran, mein Herr?“

„O nein, Herr Baron. Das preußische Offiziercorps hat mit der ganzen Demagogenriecherei und Demagogenfängerei nichts zu schaffen. Aber wird der Hauptmann Mahlberg als Verfolgter in der Sache vortreten wollen?“

Gisbert wollte antworten.

Er wurde aus seiner Verlegenheit befreit.

Digitized by Google

„Ah, mein Freund, Sie kommen wie gerufen.“

Der Aſſeſſor Friedrichs nahte ſich den Beiden.

„Sie werden unſerm Freunde Becker ſecundiren? Ich darf es nicht.“

„Ich weiß Alles“, ſagte Friedrichs. „Karoline hatte mir auf Veranlaſſung des Domherrn den Bernhard entgegengeſchickt.“

Gisbert ſtellte den Angekommenen dem Herrn von Homberg vor.

„Der Herr Obriſtlieutenant Friedrichs wird dem Lieutenant Becker ſecundiren. — Der Herr Lieutenant von Homberg, lieber Friedrichs, iſt der Secundant des Grafen Thalhauſen. Die beiden Herren werden ja das Weitere verabreden.“

Gisbert ging damit.

Der Lieutenant von Homberg ſtand überraſcht.

Die kräftige Geſtalt, das ruhige, ſtolze Mannsgeſicht imponirten ihm, trotz des einfachen Weſens des Mannes, trotz ſeiner bürgerlichen Kleidung. Und der Obriſtlieutenant kam dazu und der Name. Welcher Offizier in der preußiſchen Armee kannte den muthigen Regimentsführer Friedrichs nicht?

„Verabreden wir das Weitere, Herr Lieutenant“, ſagte Friedrichs in ſeiner ſchlichten, ruhigen und doch ſo ſtolzen Weiſe.

Digitized by Google

„Herr Obriſtlieutenant —“ ſagte der Offizier.

„Nicht ſo, Herr Lieutenant. Ich heiße Friedrichs, wie Sie gehört haben. Wollen Sie einen Titel, ſo bin ich Gerichtsaſſeſſor. Obriſtlieutenant bin ich nur, wenn mein König wieder meines Arms und meines Degens bedürfen ſollte.“

Der Lieutenant verbeugte ſich.

„Ihr Herr Duellant iſt der Beleidigte“, ſagte er. „Sie haben die Wahl der Waffen.“

„Ich ſchlage krumme Säbel vor“, erwiderte Friedrichs.

„Wir haben das Recht der Steigerung, Herr Friedrichs.“

„Gewiß, Herr von Homberg.“

„Und wählen Piſtolen.“

„Wir nehmen ſie an.“

„Ich hätte zugleich eine fernere Bitte des Grafen Thalhauſen auszuſprechen.“

„Theilen Sie ſie mit.“

„Er wünſcht ſich noch heute Abend zu ſchlagen.“

„Ich nehme es gleichfalls an.“

„Wüßten Sie einen paſſenden Ort, Herr Friedrichs?“

„Hier im Thale. Eine Viertelſtunde unterhalb der Mühle zieht ſich rechts eine ſchmale Schlucht ſeitwärts in das Gebirge. Sie können ſie nicht verfehlen.“

„Welche Stunde wäre Ihnen genehm? Wir wünſchen

Digitized by Google

vorher nach Hofgeismar zurückzukehren, um Waffen und Anderes zu besorgen."

„Können Sie gegen sieben Uhr heute Abend zurück sein?"

„Früher."

„So bitte ich um sieben Uhr."

„Einverstanden."

„Einen Arzt werde ich mitbringen", sagte Friedrichs noch.

Er wollte sich entfernen.

Aber der Herr von Homberg hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Herr Friedrichs, ich möchte eine Mißdeutung unserer Wahl der Waffe beseitigen. Sie wählten den Säbel, weil es dem Herrn Becker nur darauf ankommen konnte, überhaupt durch ein Duell seine Ehre wieder anerkannt zu sehen. War es nicht so?"

„Es war so, Herr von Homberg."

„Der Graf Thalhausen mußte steigern, wiederum aus dem Grunde, damit ihm, der einmal das Duell abgelehnt hatte, kein Vorwurf der Feigheit gemacht werden könne."

„Ich begreife das", sagte Friedrichs, „und ich freue mich, in Ihnen einen so wackern Offizier gefunden zu haben, der kein Bedenken trug, offen eine solche Erklärung abzugeben."

Digitized by Google

Die beiden Herren trennten sich mit einem Händedruck.

Um sieben Uhr am Abend waren die vier Offiziere auf der einen und der Lieutenant Becker mit seinen drei Begleitern auf der andern Seite in der Nebenschlucht unterhalb der Dahlheimer Mühle eingetroffen.

Der Arzt war ihnen gefolgt.

Gisbert von Aschen war mitgekommen, weil er in einem entscheidenden Momente nicht fern von seinen Freunden sein wollte.

Mahlberg sollte als Zeuge des Kampfes thätig sein. Gisbert konnte auch die Rolle des Zeugen nicht übernehmen, weil er in zweiter Linie sich mit dem Grafen Thalhausen schlagen mußte und daher nach den Gesetzen des Duells während des Kampfes selbst sich zu entfernen hatte.

In der Schlucht war es noch hell. Ueber eine Senkung des Gebirges sandte die Sonne noch ihre Strahlen hinein.

Der Arzt hatte sein Verbandzeug auseinander gelegt.

Die beiden Secundanten, der Assessor Friedrichs und der Lieutenant von Homberg, waren unter den Bäumen weg in der offenen Mitte der Schlucht zusammengetreten.

„Die Herren schießen auf Commando", sagte Friedrichs.

„Angenommen!"

Digitized by Google

„Entfernung fünfzehn Schritt.“

„Einverstanden!“

„Sie, Herr von Homberg, haben das Commando.“

„Es ist so.“

„Nehmen wir die Mensur!“

Sie steckten einen grünen Zweig in die Erde. Sie maßen, indem sie neben einander gingen, von dem Zweige aus fünfzehn Schritt ab. Ein zweiter Zweig wurde in den Boden gesteckt.

„Sie haben für Waffen gesorgt, Herr von Homberg?“

„Wir führen zwei Paar Pistolen bei uns.“

„Laden wir sie.“

Der Herr von Homberg holte ein Paar Pistolen mit dem Ladezeuge herbei.

Friedrichs lud eine Kugel in das eine, der Herr von Homberg in das andere Pistol.

Jeder von ihnen überreichte das von ihm geladene Pistol seinem Duellanten.

Die beiden Duellanten stellten sich jeder mit seiner Waffe an einen der grünen Baumzweige.

Die Secundanten stellten sich ihnen ein paar Schritte davon zur Seite.

Einige Schritte weiter zurück nahmen die Zeugen ihren Platz, der Hauptmann Mahlberg, der Lieutenant von Klasewitz.

Digitized by Google

Gisbert von Aschen hatte sich, als die Waffen geladen wurden, in den Hintergrund der Schlucht zurückgezogen.

Dem Lieutenant Becker hatte er vorher die Hand gedrückt.

Die beiden Duellanten waren mit festen Schritten auf ihre Mensur getreten. Sie standen ruhig da.

Louis Becker hatte in mancher Schlacht dem Tode mit kaltem Blute in das Auge geschaut.

Der Uebermuth des Grafen Thalhausen war einem ruhigen Ernst gewichen, der seinen Muth bezeugte und der Hoffnung Raum gab, sein Charakter könne noch in einer seines schönen Muthes würdigen Weise sich befestigen.

„Fertig!" commandirte der Herr von Homberg.

Die Duellanten spannten den Hahn ihrer Waffe.

„Eins!"

Die Duellanten erhoben den Arm mit der Waffe.

„Zwei!"

Die Duellanten rührten sich nicht.

„Los!"

Beide Duellanten drückten in demselben Augenblicke die Pistolen ab.

Beide Schüsse waren losgegangen.

Keiner hatte getroffen.

Digitized by Google

Die Kugeln waren dicht an dem Gegner vorbeigeflogen.

„Einen zweiten Gang!“ sagte der Herr von Homberg.

Friedrichs konnte keine Einwendung haben.

„Laden wir!“

Sie luden wieder die Pistolen.

Jeder der Duellanten erhielt wieder seine Waffe.

„Fertig!“ commandirte der Herr von Homberg.

Die Duellanten spannten die Hähne.

„Eins!“

Die Duellanten erhoben die Arme.

„Zwei!“ wollte der Herr von Homberg commandiren.

Er stand mit dem Gesichte nach dem Eingange der Schlucht hingewandt.

Das Wort, das er rufen wollte, erstarb ihm auf der Zunge.

Aber ein Fluch der Ueberraschung entfuhr ihm.

„Alle Teufel, was ist das?“

„Vetter Steinau“, sagte der Domherr zu dem General, „der König will Ihnen wohl.“

„Der König schenkt mir seine Huld und Gnade.“

„Nun, ein König schuldet einem alten tapfern General manche Verbindlichkeit, manchen Dank.“

Digitized by Google

„Vetter Aschen, der König kann keinem seiner Unterthanen Dank oder dergleichen schulden. Alles, was ich bin, verdanke ich nur dem König.“

„Der König würde Ihnen dennoch für eine Bitte ein geneigtes Ohr leihen.“

„Ich habe den König nie um etwas gebeten. Es war Grundsatz bei mir.“

„Jeder Grundsatz hat seine Ausnahmen.“

„Niemals ohne Noth, Vetter Aschen.“

„Zum Beispiel, könnten Sie wohl den König für Jemand um ein paar Thaler bitten?“

„Um Geld gar, Vetter?“

„Für einen armen Teufel. Er ist Schulmeister drüben, schon alt, kränklich, hat einen lahmen Fuß, das ganze Jahr nicht mehr als fünfzehn oder sechzehn Thaler Einkommen und die Erlaubniß, bei den Bauern herumzufragen, ob sie ihm gegen das Verhungern ein Stück Brod geben wollen.“

„Die Gemeinde muß ihm seinen Gehalt erhöhen, Vetter Aschen.“

„Die Gemeinde ist selbst arm.“

Der General zuckte die Achseln.

„Der Mensch heißt Hausmann“, sagte der Domherr.

„So?“ sagte gleichgültig der General.

Digitized by Google

Der Name Hausmann mochte ihm zu hundert Malen vorgekommen sein.

„Er war Soldat, Vetter Steinau.“

„Man macht oft Invaliden zu Schulmeistern.“

„Er war sehr jung eingestellt, noch zu jung. Vom Tragen der Muskete wurde er schief.“

Der General wurde aufmerksam. Eine alte Erinnerung schien in ihm emporzutauchen.

„Das Bein war ihm gekrümmt“, fuhr der Domherr fort.

Der General wurde unruhig.

„Man ließ es ihm zerbrechen, um ihn für die Armee zu conserviren.“

Dem General trat der Schweiß auf die Stirn.

„Der Musketier Hausmann war ein hübscher, großer Mensch, maß über sechs Schuh —“

„Vetter Aschen“, sagte der General, „in welcher Absicht erzählen Sie mir die Geschichte?“

„Hm, Vetter Steinau, um Sie und den König für den Mann zu interessiren. Von sechzehn Thalern kann er nicht leben. Wenn aber der König ihm eine Pension von nur monatlich zwei Thalern dazu gäbe, so wäre der Mann glücklich wie ein Gott in Griechenland. Die griechischen Götter hatten es bekanntlich gut in der klassischen Zeit. Für unsere Dorfschulmeister ist keine klassische Zeit heuer.“

Digitized by Google

Der General ſtand in Nachdenken.

„Nun, Vetter Steinau? Oder ſoll ich — der Mann iſt hier — ihn ſelbſt zu Ihnen ſchicken?“

„Nein“, ſagte der General.

„Oder finden Sie es beſſer, daß er ſich unmittelbar an den König wende?“

„Vetter Aſchen, Sie ſind — Ich werde den König ſprechen.“

„Und der Schullehrer Hausmann wird die Penſion bekommen?“

„Ja!“

„Ich danke Ihnen im Namen des Mannes, Vetter Steinau. Und nun gehen wir zu der Kranken.“

Sie gingen in das Haus. Der General mußte ſich doch ſammeln. Er ſuchte ſein Zimmer auf.

Der Domherr begab ſich zu der Kranken.

Gisbertine und die Frau Friedrichs waren bei dieſer.

Die Kranke lag ſtill, mit geſchloſſenen Augen.

„Sie liegt ſchon lange ſo“, flüſterte Karoline dem Domherrn zu. „Sie bewegt ſich nicht, ſie verlangt nichts, ſie ſpricht kein Wort. Und doch ſchläft ſie nicht. Es macht mich beſorgt.“

„War der Leibarzt kürzlich hier?“ fragte der Domherr.

„Vor einer Stunde. Er konnte nichts ſagen. Der

Digitized by Google

spätere Abend müsse die Entscheidung bringen, ob heftiges Fieber eintrete oder nicht. Er werde in einer Stunde wiederkommen."

„So wird er bald da sein. — Was macht Gisbertine?" fragte der Domherr dann leise. „Weiß sie, daß auch Gisbert sich schlagen muß?"

„Nein."

„Sage es ihr auch ferner nicht."

„Onkel Florens, das Herz ist mir doch recht schwer. Hast Du keine Nachricht von den Duellanten?"

„Vielleicht ist in diesem Augenblicke Alles vorüber."

„Und wenn einer geblieben wäre? Gisbert oder Becker? Ich weiß nicht, was entsetzlicher wäre!"

„Wo ist Henriette?" fragte der Domherr.

„Sie besorgt etwas für die Kranke."

„Und wie steht es um ihren Muth?"

„O, Onkel Florens, ich kann sie nicht ohne Rührung und ohne Erhebung ansehen. Sie ist still, fast wie die Kranke dort. Ihr Herz schlägt gewiß in banger Sorge, aber es zittert nicht. Ein wunderbar fester und sicherer Muth, ein edler Stolz stärkt und stählt es ihr. Sie wäre eine echte Soldatenfrau, denke ich mir. Dabei vergißt, übersieht sie nichts; sie ist die Aufmerksamkeit selbst, für die Kranke, für uns. Ich hätte die Kraft nicht."

„Du hättest sie auch, wenn es sein müßte, Karoline."

Digitized by Google

Der Leibarzt trat in das Zimmer.

Er ging an das Bett der Kranken, lauschte ihrem Athem, legte leise seinen Finger an ihren Puls.

Die Kranke schlug die Augen auf.

Der Arzt untersuchte noch zwei Minuten still, ohne ein Wort zu sprechen.

„Madame", sagte er dann, „Sie sind gerettet. Die Krisis ist vorüber. Sie war lang und schwer."

Die Kranke lächelte ihm dankend zu mit einem klaren Blick ihrer Augen.

Karoline fiel weinend Gisbertinen in die Arme.

„Hm, Gisbertine", sagte der Domherr, auch Du weinst?"

„Und ich habe vielleicht nie in meinem Leben glücklichere Thränen geweint, Onkel Florens."

„Ein gutes Herz hattest Du ja immer, trotz alledem."

„Ist es Dein Ernst, Onkel? Im und am Krankenbett lernt man sein Herz kennen. Und, Onkel Florens, ich erschrak in den letzten Tagen vor dem meinigen."

„Das beste Zeugniß, das man ihm geben kann."

„Wo ist Gisbert, Onkel?"

„Wir sprechen nachher von ihm. Gehen wir jetzt zu unserer Kranken."

Sie gingen an das Bett der Kranken.

Sie lag matt und schwach da, ohne einen Blutstropfen in dem schneeweißen Gesichte. Aber der Blick

Digitized by Google

ihrer Augen war klar. Mit dem klaren Blick lächelte sie den Freundinnen zu, dem Domherrn, dem Arzte, allen so dankbar und so selig.

„Sie wollen sterben, aber Sie müssen leben", hatte am Morgen der Domherr zu ihr gesagt. Sie wollte auch leben und sie konnte es. Sie hatte ihr Vergehen gesühnt. Der Himmel, gegen den der Mensch gefrevelt hat, verzeiht; das verletzte Gesetz hat Verzeihung; der gekränkte, beleidigte Mensch hat sie; sie gehört zu dem Besten, was er hat. Der Sünder, der Verbrecher selbst sollte sie nicht haben?

„Wo ist mein Mann?" fragte die Kranke.

Sie sahen den Arzt an, ob sie es ihr sagen dürften.

Er nickte.

„Er erfüllt eine Ehrenpflicht", antwortete Karoline auf die Frage der Kranken. „Mein Mann ist bei dem Duell eines Freundes als Secundant, der Deinige als Zeuge thätig."

Sie erzählte der Kranken das Nähere.

Gisbertine war aufmerksam geworden.

„Und Gisbert ist nicht dabei?" fragte sie den Domherrn.

Der Domherr hatte schnell eine Antwort.

„Noch nicht."

„Was heißt das, Onkel Florens?"

Digitized by Google

„Nach den Duellgesetzen darf einer, der selbst mit einem der Duellanten sich noch schlagen muß, bei dem Duell nicht zugegen sein.“

„Gisbert müßte sich ebenfalls noch mit dem Grafen Thalhausen schlagen?“

„Wenn Becker den Grafen nicht erschießt, ja.“

„Was hatte er mit ihm?“

„Wenig; wenn Du willst, nichts. Der Graf Thalhausen wollte sich mit einem Kellner nicht schlagen. Gisbert erklärte ihn darauf für einen feigen Menschen, und der Graf mußte ihn auf Pistolen fordern.“

Gisbertine hatte keine Frage, kein Wort weiter.

Sie sah still durch das Fenster, an dem sie standen.

„Du findest Gisbert's Benehmen nicht in der Ordnung?“ fragte der Domherr sie.

Sie wandte sich zu ihm.

„Sieh mich an, Onkel Florens.“

In ihren Augen standen Thränen.

„Ich sehe, daß Du weinst“, sagte der Domherr.

„Ja, Onkel, und ich habe in diesem Augenblicke zu Gott gebetet, daß er mir das Herz des Ehrenmanns wieder in voller Liebe zuwenden und mir Alles verzeihen möge, was ich diesem edlen Herzen zu Leide gethan habe.“

„Und Gott wolle Dein Gebet erhören, Kind.“

Digitized by Google

„Onkel, wenn es zu spät wäre! Die Angst liegt mir so schwer auf dem Herzen. Wenn eine tödtliche Kugel ihn träfe!"

„Sieh die da an", sagte der Domherr.

Henriette war in das Zimmer getreten.

Sie brachte etwas für die Kranke.

Karoline hatte zu dem Domherrn gesagt, man könne sie nicht ohne Rührung und nicht ohne Erhebung ansehen, so still und muthig ergeben sei sie, und ein so edler Stolz stärke ihr das Herz. Ein glücklicher, freudiger Stolz hob jetzt ihre ganze Erscheinung, und doch war sie bescheiden und demüthig.

„Verzeihen Sie mir, daß ich so spät komme", sagte sie. „Ich wurde gegen meinen Willen aufgehalten."

„Haben Sie Nachricht, Henriette?" fragte der Domherr sie.

Sie wußte, was er meinte.

„Von da nicht", sagte sie. „Aber —"

„Aber?"

„Ich habe etwas Anderes, was mich so glücklich macht."

„Dürfen Sie es erzählen?"

Sie erzählte.

Und während sie erzählte, war es der Domherr, dem sich auf einmal wie in krampfhafter Angst das Herz zusammenziehen wollte.

Digitized by Google

Wenn der Mensch meint, er habe endlich das Glück erfaßt, so hat das Unglück ihn!

Henriette war unten in der Küche beschäftigt gewesen, Umschläge für die Kranke zu besorgen.

Die Wirthin hatte zugleich den Thee für die fremde vornehme Herrschaft bereitet.

Die Herrschaft machte eine Promenade; gleich nach ihrer Rückkehr müsse der Thee bereit stehen, hatte der Kammerdiener bestellt.

Der Kammerdiener kam in die Küche.

„Die Herrschaft ist zurück. Sind Sie fertig, Frau Wirthin?"

Es stand Alles bereit.

Der Kammerdiener konnte es nicht auf einem Bret und auf einmal tragen.

„Begleiten Sie mich wohl mit den Tassen, Mamsell?" fragte er Henriette.

„Recht gern. Die Frau Wirthin wird unterdeß nach meinen Sachen sehen."

„Gewiß."

Der Kammerdiener und Henriette trugen den Thee für die fremde Herrschaft in den Garten, zu der Laube, in welcher der ältere Herr am Morgen seinen Kaffee verzehrt hatte.

„Mamsell", sagte der Diener unterwegs, „die Herr-

Digitized by Google

ſchaft wird mit Ihnen ſprechen. Antworten Sie nur immer hübſch dreiſt."

Wollte Henriette zeigen, daß die Ermahnung eine überflüſſige ſei?

„Der große Herr iſt der König", ſagte ſie. „Darf ich ihm ſagen, daß ich ihn kenne?"

„Sie wiſſen es alſo auch ſchon?"

„Ich brachte die Nachricht von drüben hierher. Ich weiß auch, was der König hier will. Etwas Angenehmes iſt es für den braven Herrn nicht."

„Aber woher haben Sie Ihre Nachrichten?"

„Wir lieben im Lande den König; da nehmen wir Antheil an Allem, was ihn betrifft. Und hier im Heſſenlande hat er eine ſchwere Sorge. Seine Schweſter — er will hier mit dem Kurprinzen eine Zuſammenkunft haben. Der Kurprinz wird auch wohl zu dem mächtigen Schwager kommen. Aber ob es dann beſſer werden wird? Die Goldſchmiedsmamſell aus Berlin — das Land erwartet nicht viel Gutes, nicht für ſich, nicht für die brave Kurprinzeſſin."

Sie waren an der Laube angelangt.

Der König und der General von Witzleben befanden ſich darin.

Das Mädchen zitterte doch leiſe, als ſie zu der Herrſchaft eintrat.

Digitized by Google

Der Kammerdiener gab ihr einen Wink, daß sie den Tisch decken möge. Er hielt unterdeß das Theebret.

Henriette breitete die feine, glänzend weiße Leinwanddecke über den Tisch, stellte die Tassen darauf, das Andere. Sie war in Allem so geschickt, so behende, so anmuthig. Ihre Gestalt war so zierlich; ihr hübsches Gesicht, das einen Augenblick blaß geworden war, hatte wieder die rosige Frische.

Der König sah ihr mit stillem Wohlgefallen zu.

„Sind recht flink", sagte er dann. „Würden eine vortreffliche Wirthin sein."

Henriette hatte wohl recht dreist sprechen wollen; sie konnte doch kein Wort hervorbringen.

„Sind Braut?" fragte der König.

Henriette hatte sich ein Herz gefaßt.

„Ja, Majestät."

„Ah, kennen mich — ja, ja! Aber Bräutigam ist Offizier, hat das eiserne Kreuz. Kann nicht wohl Wirth sein. Ginge freilich sonst wohl; scheint aber zu hitzig zu sein, könnte leicht wieder Streit bekommen. Habe gehört, in Paderborn Stelle des Salzinspectors vacant — siebenhundert Thaler Gehalt. Soll sich an mich wenden, immediat. Sind zufrieden?"

Henriette wußte wohl nicht recht, wo ihr auf einmal der Kopf stand.

Digitized by Google

„Ah, Majestät, fünfhundert wäre schon genug."

Sie hatte die Hand des Königs gefaßt. Sie küßte sie.

„Bleibt bei siebenhundert", sagte der König.

Aber nun war die hübsche Henriette doch nicht zufrieden.

„O Majestät", sagte sie, und sie ließ die Hand des Königs nicht los, „Sie können soviel, Sie machen uns so reich. Da machen Sie auch ein paar andere Menschen glücklich. Hier liegt eine arme verwundete Frau. Ihr Mann wird als schwerer Verbrecher verfolgt und sie auch, und sie sind doch beide so unschuldig —"

„Weiß schon", unterbrach der König sie. „Sollen nicht mehr verfolgt werden. Habe schon Befehl gegeben."

„Und dann, Majestät, hätte ich noch eine Bitte —"

„Ah, noch eine?" rief der König.

Aber Henriette hatte sich einmal ein Herz gefaßt, und nun folgte sie nur der Eingebung ihres braven Herzens, und sie dachte nicht, daß sie, das einfache Mädchen, vor dem Könige stand, sie wußte sich nur einem Manne gegenüber, der die Bitten ihres Herzens zu erfüllen vermochte.

„Majestät", fuhr sie muthig fort, „haben einen so braven Offizier, Friedrichs heißt er, und er war Obristlieutenant, und er hat jetzt Assessor werden müssen —"

Digitized by Google

Der König unterbrach sie noch einmal.

„Weiß auch das. Sind ein braves Kind.“

Und er winkte ihr huldvoll mit der Hand, daß sie gehen könne.

Sie flog in das Haus. Aber zuerst holte sie aus der Küche die Umschläge für die Kranke; dann erst ging sie nach oben, zu erzählen.

„Und wenn sie ihr nun unterdeß da hinten den Verlobten erschießen?“ sagte sich der Domherr.

Was sich unterdeß da hinten auf dem Kampfplatze ereignet hatte?

Der Herr von Homberg, Secundant des Grafen Thalhausen, hatte den Beginn des zweiten Ganges commandiren wollen; das Commando war ihm auf den Lippen erstorben, aber ein Fluch war ihnen entfahren.

Die ganze Gesellschaft in der kleinen Schlucht richtete ihre Augen nach der Stelle, wo der Herr von Homberg das gesehen hatte, was ihn überraschte und erschreckte.

„Der König! Und Witzleben!“

„Was nun?“

„Nur volle Ruhe behalten!“

Es war der einzige Rath.

Friedrichs hatte ihn gegeben.

Sie standen wie in den grünen Rasen eingemauert.

Digitized by Google

Es gab keinen intereſſantern Vorwurf für ein lebendes Bild.

Am Eingange der Schlucht war der König mit dem General Witzleben ſtehen geblieben.

Die zwei Schüſſe, die ſie gehört, hatten die beiden Spaziergänger wohl hergeführt.

Der König hatte mit einem Blick Alles überſehen.

Er ging raſch einige Schritte voran; ſein Geſicht verfinſterte ſich.

Dann ſtand er wieder; er ſprach einige Worte mit dem General Witzleben.

Der General nahte ſich allein der Duellgeſellſchaft.

„Meine Herren, Seine Majeſtät kennt die Veranlaſſung dieſes Duells. Er verbietet Ihnen jede Fortſetzung deſſelben. Er hat mir zugleich den Befehl ertheilt, Ihnen Ihr Ehrenwort abzufordern, daß Sie aus Veranlaſſung Ihres Streites kein neues Duell entriren wollen. Ich bitte um Ihr Wort.“

Es war der Befehl des Königs.

Die beiden Duellanten gaben ihr Ehrenwort.

Der General von Witzleben wandte ſich an Friedrichs.

„Mein Herr, der König läßt ſie um Ihren Namen fragen. Seine Majeſtät meint Sie ſchon geſehen zu haben. Auch mir ſcheinen Sie bekannt zu ſein.“

„Gerichtsaſſeſſor Friedrichs!“ war die Antwort.

Digitized by Google

„Gerichtsaſſeſſor mit dieſem höchſten militäriſchen Orden?“

„Ich war Obriſtlieutenant in der Landwehr —“

„Ah, mein Herr, ich weiß genug.“

Der General drückte herzlich die Hand des Gerichtsaſſeſſors.

Er mußte zum König zurückkehren.

Dem Könige und ihm folgten die Andern.

Zu ihnen durfte ſich Gisbert von Aſchen wieder geſellen.

„Herr Graf“, ſagte der junge Freiherr zu dem Grafen, „ich nehme jedes Wort, das ich zu Ihnen ſprach, zurück und erkenne Ihren Muth und Ihre Ehrenhaftigkeit an.“

Der Graf reichte ihm die Hand.

Der junge Arzt fragte dann:

„Meine Herren, darf ich vorausgehen, um in dem Krankenzimmer auf Ihre Rückkehr vorzubereiten?“

„Thun Sie das, lieber Doctor.“

Der Doctor trat in das Krankenzimmer.

Er ſah den klaren Blick der Kranken.

Sie laſen in ſeinen Augen den glücklichen Ausgang des Duells.

Als er Alles erzählt hatte, erſchienen Friedrichs, Mahlberg und Gisbert in dem Zimmer.

Auch Gisbert.

Digitized by Google

Friedrichs gab einfach seiner Frau die Hand.

Mahlberg küßte überglücklich die Kranke.

Gisbert sah seine Gisbertine.

Sie sah ihn.

Sie stand am Fenster.

Er trat auf sie zu.

Sie ging ihm entgegen.

Wenn zwei Liebende oder auch zwei Eheleute, die sich im Herzen lieben, einen Streit mit einander gehabt und dann ein paar Stunden lang, auch wohl den Tag über gegenseitig geschmollt haben — es kann bei der heißesten Liebe und in der besten Ehe vorkommen — und sie sehen sich dann plötzlich an, so fällt ihnen auf einmal ein, wie einfältig und lächerlich sie sich betragen hatten, und sie müssen dann unwillkürlich — sie können gar nicht anders, gerade ihr besseres Selbst zwingt sie — sie müssen dann loslachen, beide zugleich oder zuerst der eine und darauf der andere.

Gisbert trat mit einem beinahe feierlichen Ernst auf seine Frau zu.

Gisbertine mußte plötzlich auflachen.

Da mußte auch er es.

Darauf hatten sie sich erreicht.

Jedes gab dem Andern die Hand.

Und als die Fingerspitzen sich berührten, brach aus

Digitized by Google

Gisbertinens Augen mit unaufhaltsamer Gewalt ein Strom von Thränen hervor. Ihr Körper drohte zusammenzubrechen.

Gisbert umfaßte sie, hob sie an seine Brust.

Sie umschlang mit ihren Armen seinen Nacken.

Sprechen konnten sie beide nicht, sie nicht vor Schluchzen, er nicht vor tiefer Rührung seines Herzens. Aber kam auch nicht ihr Schluchzen aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens?

Als sie sich dann losließen, lächelten ihre Augen sich die Seligkeit ihres Innern zu und sie sprachen, aber nur die Blicke:

„Von diesem Augenblicke an sind wir wahre Eheleute!"

Der Domherr ging aus dem Zimmer. Das Herz war ihm so voll geworden; er mußte es ausschütten, in seiner Weise.

Er ging zu seinem Vetter Steinau.

„Vetter Steinau, wissen Sie alle die Neuigkeiten?"

„Ich weiß von nichts, Vetter Aschen."

Der Domherr erzählte.

„Und so löst sich Alles in Wohlgefallen auf", schloß er.

„Und durch wen, Vetter Aschen?" fragte der General.

„Hm, Vetter Steinau, Sie meinen, durch einen Deus ex machina?"

Digitized by Google

„Alter Republikaner!“ drohte der General.

Aber der Domherr sagte:

„Ich lasse dem Könige, was des Königs ist. Allein lassen wir auch Gott, was Gottes ist. Mahlberg hat Vermögen. Im Auslande ist er einmal, und er kann im Auslande bleiben; in der Schweiz gibt es keine Tschoppe, und wie sie weiter heißen.

Louis Becker — hätte ihn nicht meine Karoline zu ihrem Inspector auf Ovelgönne machen oder Gisbert ihm nicht die Verwaltung eines seiner Guter anvertrauen können? Er wäre freilich nicht königlicher Beamter geworden.

Und was den braven Friedrichs betrifft, er wird jetzt Rath, und meine prächtige Karoline wird Frau Räthin werden und sicher auch noch einmal Frau Präsidentin und vielleicht noch mehr. Aber hat nicht jener Herr von Schilden schon jetzt seine Präsidentencarrière gemacht, um unzweifelhaft noch einmal als Polizeiminister den Staat zu retten?

Aber halt, Vetter Steinau, da fällt mir etwas ein. Wissen Sie, was der schönste Zug ist, den der liebe Gott in das Herz des Menschen gelegt hat? Es ist der, daß man im eigenen Glücke an fremdes Unglück denken muß. Da fallen mir eben alle jene Unglücklichen ein, die in der Hausvogtei zu Berlin, in dem Schlosse zu

Digitized by Google

Köpenik, in den Centraluntersuchungsgefängnissen zu Mainz, in Marburg und Kassel und Gott weiß wo sonst noch in dem lieben deutschen Vaterlande als Demagogen hinter Schloß und Riegel seufzen. Sie alle können wir nicht retten. Auch der König bei seinem besten Willen kann es nicht. Aber für zwei, Vetter Steinau, müssen Sie bei ihm ein gutes Wort einlegen, und wenn irgendwo, so wird bei ihm ein gutes Wort einen guten Grund finden. Ich meine die beiden Armen in Köpenik, den edlen Franz Horst, der wieder außer Gefahr ist, und den edlen Unteroffizier und Gefangenwärter Beermann. Geben Sie mir Ihre Hand darauf, Vetter Steinau, und daß Sie nicht eher mit Bitten nachlassen wollen, als bis der König sie Ihnen beide freigegeben hat. Er kann es, wenn er auch nur ein König ist."

Der General gab dem Domherrn die Hand.

„Also doch der König!" sagte er dann aber.

Und der Domherr erwiderte ihm:

„Hm, Vetter, Sie wissen, ein alter Republikaner bin ich — ich lebte in Paris vor und während der Revolution, und ich hatte mir schon vorher mit Kopf und Herz Manches in der Welt angesehen, auch in Deutschland, von dem Menschenhandel nach Amerika an — und Sie, Vetter Steinau, sind ein noch zäherer Royalist.

Digitized by Google

Aber wie Sie das nicht bei jeder Gelegenheit auf der Zunge tragen, so mache auch ich von meinem Republikanismus kein offenes Metier, am wenigsten gegen Sie, weil wir für unsern Streit nicht einmal auf einem gemeinschaftlichen Felde zusammentreffen könnten. Dennoch nehme ich Ihrem braven Könige nichts. Aber setzen Sie einmal den Fall, wir hätten in Deutschland gar keine Könige und Fürsten. Hätte dann jene Kabinetspolitik Volk und Land so entzweien können, daß die Franzosen unsere Herren geworden wären? Hätte es dann jener Freiheitskriege bedurft? Hätte dann —"

„Aber, Vetter Aschen", rief der General entsetzt, „hat der Satan Ihres Republikanismus Sie denn nicht schon wieder ganz und gar beim Schopf? Das sind ja Ihre alten und ewigen Marotten!"

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Miriam

Oder:

Graf und Künstlerin.

Nach dem Englischen:

„Transformation".

Von

Nathaniel Hawthorne.

Deutsch

von

Clara Marggraff.

Autorisirte Ausgabe.

3 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Maggie Burns.

Eine Geschichte aus den amerikanischen Freiheitskämpfen

von

S. Cobb.

Aus dem Englischen

von

Louis Jacobi.

2 Bände. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

Digitized by Google

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Doctor Antonio.

Roman.

Aus dem Englischen.

2 Bände. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Leben um Leben.

Von

der Verfasserin von „John Halifax".

Aus dem Englischen

von

Sophie Verena.

Autorisirte Ausgabe.

3 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Digitized by Google

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Verloren und Gerettet.

Roman

von

Caroline Elisabeth Sarah Norton.

Aus dem Englischen

von

F. Seybold.

Autorisirte Ausgabe.

4 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Last Lynne.

Von

Frau Henry Wood.

Aus dem Englischen

von

Heinrich von Hammer.

Autorisirte Ausgabe.

4 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Digitized by Google

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Ravenshoe

Oder:

Der falsche Erbe.

Roman

von

Henry Kinsley.

Aus dem Englischen

von

Marie Scott.

Autorisirte Ausgabe.

4 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Dolmetscher.

Eine Kriegsgeschichte.

Von

G. J. Whyte Melville.

Aus dem Englischen

von

Marie Scott.

3 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Digitized by Google

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Eleanor's Sieg.

Roman

von

M. E. Braddon,

Verfasserin von „Lady Audley's Geheimniß", „Aurora Floyd", ꝛc.

Aus dem Englischen

von

Marie Scott.

Autorisirte Ausgabe.

4 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Ernst Adair

Oder:

Des Lebens Silberfaden.

Von

Shirley Brooks.

Aus dem Englischen

von

Marie Scott.

Autorisirte Ausgabe.

6 Bände. 8. Geheftet. Preis 4 Thlr